„Goebbels spricht"

Reden aus Kampf und Sieg

STALLING SCHRIFTEN AN DIE NATION BÜCHEREI

Herausgeber: Werner Beumelburg

„Goebbels spricht“

Reden aus Kampf und Sieg

Gerhard Stalling, Oldenburg i. O.

Einband: Walter Tiemann, Leipzig. Innerhalb der Stalling-Bücherei: „Schriften an die Nation" trägt dieser Band die Nummer 45/46

Gedruckt und gebunden bei Gerhard Stalling A.-G., Oldenburg i. O.

Printed in Germany

Inhaltsverzeichnis

Vorwort.

Goebbels spricht — das ist für jeden Deutschen ein Begriff. Goebbels spricht — das bedeutete zehn Jahre lang gedrängt volle Versammlungssäle, atemlose Gespanntheit und wüsten Ausbruch des Hasses auf der gegnerischen Seite, deren Argumente der Redner mit kühler Überlegenheit, beißender Ironie und mit jener ihm eigenen Paarung von höchster Intelligenz und stärkster Leidenschaft zerpflückte. Kein Redner versteht es wie er, das Instrument der Masse zu spielen, durch knappe Formulierungen die verwickeltsten Dinge zu vereinfachen, den Gegner zu reizen, zu peinigen, zu bedrängen, zu locken und ihn schließlich zu vernichten.

Aber diese Reden sind mehr als Kampfmittel im erhitzten Gefecht der Versammlung. Wer sie heute liest, wird empfinden, wie sich in ihnen die geistige Grundhaltung der nationalsozialistischen Bewegung von Jahr zu Jahr formt. Jede dieser Reden ist ein bestimmender Gesichtszug der Bewegung, ist Wachstum und Standortfixierung, ist Fortschritt und Vertiefung, ist Übertragung des Irrationalen in das Rationale, des Glaubens und der inneren Glut in die lapidare Form politischer und kultureller Grundsätze. Deutlich ist dieser Prozeß zu verfolgen vom Anfang über die Jahre des erbitterten Kampfes bis in die klare und fundamentale Zielsetzung nach dem Siege. Denn das ist das Geheimnis der Redekunst dieses Mannes, die im Jahrzehnt des Machtkampfes seine Anhänger bis zur Raserei ergriff und die seinen Gegnern unheimlich war, daß hinter der Leidenschaft, der Sensation und dem Augenblick die Klarheit einer überlegenen Komposition, die Unangreifbarkeit einer strengen Logik, die Zielsicherheit eines unbedingten Wollens und die Gewalt der nüchternen Tatsache stehen.

Es ist heute noch müßig, das Weltbild des Nationalsozialismus mit dem Lineal abzumessen und die Gesetze einer Anschauung festzulegen, deren gründlichster Wesenszug nicht der Zustand, sondern die Bewegung ist. Nach vielen Jahren vielleicht werden die Philosophen darangehen, dieser Bewegung innerhalb der Kette der großen Menschheitsbewegungen ihren Standort anzuweisen, und sie werden dabei feststellen müssen, wie schwierig ein solches Unterfangen ist. Denn Nationalsozialismus ist fortzeugende Lebendigkeit, ist Glaube und Grundsatz, und es ist nicht möglich, mit den überkommenen Maßstäben der Vergangenheit eine Kraft zu messen, die aus den einfachsten Gesetzen des Lebens und der Nation geschöpft ist, und die darum unüberwindlich sein muß, solange sie sich selbst treu bleibt. Wo es sich aber darum handeln wird, diese Kraft zu begreifen und die Synthese aus Grundsatz und Folgerung in allen Phasen der Entwicklung zu ermitteln, da werden die Reden von Dr. Goebbels das gültigste Material sein, denn wenige Männer haben so eng wie er die Hand am Pulsschlag des Lebens und der Bewegung gehalten.

Dr. Joseph Goebbels hat in bitteren Kampfesjahren die Masse des deutschen Volkes auf Adolf Hitler eingeschworen. Dr. Goebbels hat den Weg vom fanatischen Umstürzler zum Staatsmann mit Folgerichtigkeit zurückgelegt und ist heute der gleiche Nationalist und Sozialist, der er damals war. Kampf und Hoffnung einer durch grausame Schicksalsschläge zusammengeschweißten Generation sind in diesen Reden zu unerhörter Lebendigkeit geworden, und über jedem Satz erhebt sich der fanatische Glaube an die deutsche Bestimmung.

Werner Beumelburg.

Kampf dem Weimarer System.

Reichstagsrede vom 9. März 1929.

Was sich gestern und heute hier abgespielt hat, ist der Schwanengesang des parlamentarischen Systems gewesen.

Was draußen die Spatzen schon von den Dächern pfeifen, ist allmählich auch in die Atmosphäre dieses hohen Hauses gedrungen. Das Leitmotiv aller Reden, die von den verschiedensten Parteien demokratischer und nichtdemokratischer Couleur hier gehalten worden sind, lautete: *So kann es nicht weitergehen, irgendetwas muß geschehen*, Die Parteien kommen allmählich auch zu der Ansicht, die wir Nationalsozialisten schon seit zehn Jahren vertreten haben, daß nämlich das parlamentarisch-demokratische System an und für sich falsch ist, und daß man mit diesem System ein Volk in Freiheit nicht regieren, geschweige denn ein versklavtes Volk befreien kann.

Vor etwa 7 bis 8 Monaten brachte der jetzt noch amtierende Innenminister in diesem hohen Hause einen Gesetzentwurf ein, den 11. August zum Nationalfeiertag zu erheben, um somit das deutsche Volk zu zwingen, eine Verfassung, die selbst in diesem hohen Hause der allerbittersten Kritik ausgesetzt ist, durch einen besonderen Tag zu feiern. Wir haben es damals gewagt, was keine andere Partei wagte, nämlich der Regierung ein förmliches Vertrauensvotum entgegenzubringen. Aber schon damals fand sich nicht eine Koalitionspartei, die diesem Kabinett offiziell das Vertrauen aussprach. Man hat

es verstanden, unseren Antrag unter den Tisch fallen zu lassen. Hätte man damals förmlich darüber abgestimmt, es wäre offenbar geworden, was jetzt, nachdem wir drei Vierteljahre in einer verschleierten Krise leben, jedermann weiß, daß nämlich dieses Kabinett verfassungswidrig ist, weil es nicht das Vertrauen des Reichstages genießt.

Wir haben nun drei Vierteljahre mit diesem Kabinett, das kein Kabinett ist, zu regieren versucht.

Das Kabinett der „Köpfe" ist nun so ziemlich erkannt und durchschaut. Einer dieser „Köpfe" ist ja bereits abgeschwommen: es ist der Kopf des Reichsministers von Guérard, und wir haben bei dieser Gelegenheit auch die interessante Feststellung gemacht, wie teuer ein solcher Kopf ist. Denn dieser Herr Reichsminister v. Guérard bezöge, ohne daß er Minister gewesen wäre, wenn er demnächst pensioniert würde, eine Pension von 8000 Mark im Jahr, während er jetzt nach sieben- oder achtmonatiger Ministerzeit eine Pension von 28 000 Mark bezieht.

Seit Juli 1928 leben wir in einer verschleierten Krise. Niemand wird behaupten wollen, daß bei den Koalitionsverhandlungen, die jetzt schon drei oder vier Monate dauern, um große weltanschauliche, soziale, nationale und völkische Fragen gestritten wird, sondern jeder wird mir zugeben, daß es sich bei den Koalitionsverhandlungen nur um Pfründen und Ministerposten handelt. Es steht nicht irgendein Problem von Bedeutung zur Debatte, sondern es handelt sich nur darum: wieviel Minister gebt ihr mir, und wie viele Minister müssen wir euch geben? Der eine wird bockig, wenn man ihm das nicht gibt, was er verlangt, und der andere zeigt die kalte Schulter.

So ziehen sich die Koalitionsverhandlungen bis ins Unendliche hinein. Eine Krise von unerhörtester Schwere,

Länge und Undurchsichtigkeit schleicht jetzt schon monatelang durch das deutsche Volk, und selbst in diesem Parlament weiß niemand, wie sie zu Ende gehen soll.

In dieser hochgespannten Situation wird ein Antrag der Deutschen Volkspartei eingebracht, der gar keinen anderen Sinn und Zweck hat, als das fehlerhafte, durchlöcherte System von Weimar noch einmal mühsam zusammen zu kleistern. Die Deutsche Volkspartei macht sich einen Antrag des Stahlhelms zunutze und bringt das, was der Stahlhelm seit Monaten in der Öffentlichkeit propagiert, in Form eines Antrages ein. Ich muß für uns Nationalsozialisten erklären: Wir sehen auch in dem Vorgehen des Stahlhelms keine geeignete Maßnahme, das Werk von Weimar zu verbessern. Wir sind der Meinung, daß das Werk von Weimar überhaupt nicht besserungsfähig, daß es im System falsch ist, daß es darum unsere Aufgabe ist, das System an und für sich zu beseitigen und nicht bloß krankhafte Erscheinungen irgendwie abzuschwächen.

Jedenfalls sind von einer höheren Reichsstelle aus die Führer des Stahlhelms zum Bericht gebeten worden, und zwar deshalb, weil einzelne Unterführer aus ihrem Haß gegen die derzeitigen Zustände kein Hehl gemacht haben. Demgegenüber warten wir noch immer darauf, daß diese höhere Reichsstelle den gegenwärtig amtierenden Reichskanzler Müller zur Verantwortung zieht und ihn fragt, ob es weiterhin erträglich sei, daß er zu gleicher Zeit Reichskanzler der deutschen Republik und Vorsitzender einer Reichstagsfraktion bleibe, in der offen der Landesverrat propagiert wird.

Jedenfalls stellen wir unentwegt das eine fest: die Katastrophe des deutschen Volkes ist nun nach innen und nach außen offenkundig.

Wirtschaftskrisen von unerhörter Wucht erschüttern unser soziales Leben. Dazu sitzt in Paris die Tributkonferenz der interessierten Bankiers und braut das nächste Versklavungsdiktat zusammen und zugleich wurde vor einigen Tagen der Aufmarschplan Frankreichs und Belgiens gegen Deutschland veröffentlicht.

Mit einem Schlage sind die ganzen betrügerischen Manöver, die wir in den Locarnogesetzen kennengelernt haben, demaskiert worden.

Man weiß jetzt, was man unter Locarno zu verstehen hat: In Locarno schließt man die Antikriegspakte, die Pakte des ewigen Friedens ab, und zu gleicher Zeit versammeln sich die Militärs der Ententestaaten und beraten über den Aufmarsch gegen Deutschland.

Wir Nationalsozialisten sind gewiß nicht diejenigen, die dem Volke ein Recht absprechen, über seine eigenen Belange zu befinden. Aber wenn das Volk einmal über seine Belange befinden soll, dann soll man auch Fragen von wirklicher Bedeutung vor das Volk bringen. Und eine Frage von dieser Bedeutung ist für uns die Reparationsfrage; denn das Volk wird unmittelbar von dieser Frage betroffen. Diese Frage schneidet in das Leben eines jeden Einzelnen aufs tiefste ein, und wir fordern angesichts der vollkommenen Unmöglichkeit, daß dieses Parlament in solchen Schicksalsfragen überhaupt eingreift, seine Auflösung.

Wird das, was jetzt in Paris zusammengebraut wird, einmal in Form von Diktaten vor das deutsche Volk gebracht, so fordern wir, daß endlich einmal in dieser Lebensfrage das Volk gefragt wird, ob nun wirklich angenommen werden soll, was man dem Packesel Deutsch-

land jetzt wieder einmal aufladen will. Aber man wagt es ja gar nicht, dem deutschen Volk zu sagen, *was* man unterschreibt.

Wir erinnern an die Tatsache, daß man gefälschte Berichte über die Dawes-Gesetze im Volk verbreitet hat. Man hat damals nicht gesagt, was in Wirklichkeit in den Dawes-Gesetzen stand. Jetzt kommen die Parteien, die sie angenommen haben, in Scheinheiligkeit und sprechen: so kann es nicht weitergehen, wir müssen irgend etwas unternehmen. — Ja, wir fragen: warum habt ihr damals dem deutschen Volk nicht gesagt, worum es ging?

Wie weit wären wir heute schon, wenn das deutsche Volk wüßte, was es bezahlt, wenn man jedem Einzelnen sagte: *das und das kostet das, und soundso viel geht davon an die Dawes-Tribute!*

Für dein Glas Bier zahlst du soviel, soviel Prozent davon gehen an die Dawes-Tribute! Aber nein, diese Tribute werden zu innerpolitischen Fragen degradiert.

Wer die letzte Rede des Außenministers Stresemann im Hotel Esplanade gelesen hat, der weiß: Herr Stresemann richtet sich auf die nächste Diktatur ein.

Wir würden uns gar nicht wundern, wenn er eines Tages im Schwarzhemd hier erschiene. Wir würden gar nicht erstaunt sein, wenn er auch äußerlich in seiner Person das kundtäte, was er nun anfängt, zu propagieren. Der wilde Bürger, der uns einstmals von roten Ketten befreien wollte, bereitet sich nun auf die nächste Diktatur vor. Das ist der Sinn dieser Anträge, und da können wir Nationalsozialisten Ihnen verraten: *wir haben kein Interesse daran, die Weimarer Verfassung noch einmal aufzuflicken.* Die Weimarer Verfassung, wie sie ist, genügt uns vollkommen.

Sie haben schon mit dieser Verfassung Gelegenheit genug, den Gummiknüppel auf den Köpfen der nationalen Oppositionsbewegung tanzen zu lassen. Wir verzichten auf eine bürgerliche Diktatur. Wir wollen nicht an den Symptomen herumlaborieren, wir wollen die Ursachen beseitigen. Wir bestreiten auf das entschiedenste, daß das Werk von Weimar besserungs- und wandlungsfähig ist; wir sind der Überzeugung: das Werk von Weimar soll bleiben; dann haben wir auch die beste Garantie dafür, daß es in kurzer Zeit einmal in sich selbst zusammenbricht. Dann haben wir auch eine Berechtigung zu glauben: aus der Opposition gegen Weimar wird sich die neue Volksbewegung bilden; diese neue Volksbewegung wird das zur Tatsache machen, von dem man hier nur schwätzt: sie wird in der tiefsten Not und Demütigung schaffen, was allein das deutsche Volk noch retten kann: die nationale Diktatur der Ehre und der Arbeit.

Abrechnung mit dem Kabinett Brüning.

Historische Reichstagsrede Ende Februar 1932.

Die nationalsozialistische Bewegung hat diese Gelegenheit herbeigewünscht, um mit dem Kabinett Brüning und der von ihm repräsentierten Politik eine grundsätzliche Abrechnung zu halten. Die politische Situation, in der wir uns gegenwärtig befinden und die mehr und mehr zur wirtschaftlichen, finanziellen und politischen Katastrophe treibt, kommt nicht von ungefähr. Sie ist das zwangsläufige Ergebnis einer Entwicklung, die in Deutschland mit dem November 1918 eingesetzt hat und die auch durch die Übernahme von Macht und Verantwortung durch das Kabinett Brüning nicht abgebrochen wurde.

Das hervorstechendste Merkmal der politischen Entwicklung in den letzten zwei Jahren in Deutschland ist der 14. September 1930. An diesem Tage zeigte sich zum erstenmal, daß aus dem Verfall der bürgerlichen Parteien sich eine 6½ Millionen-Armee herauskristallisiert hatte, die mit einem festen Willen, einem politischen Programm und einer klar umrissenen politischen Idee heranmarschierte. Wenn es nach den Spielregeln der Demokratie gegangen wäre, dann mußte die nationalsozialistische Bewegung nach dem 14. September 1930 mit der Übernahme von Macht und Verantwortung betraut werden. Wenn demgegenüber aber das Kabinett Brüning nach dem Wahltag erklärte, es habe sich durch die Wahl nichts geändert und es bleibe deshalb beim alten Kurs, so stellte diese Erklärung eine Verfälschung des Wahlergebnisses

dar. Denn die 6½ Millionen Wähler, die uns und unserer Partei ihre Stimme und ihr Vertrauen gegeben haben, taten das nicht in dem Glauben und in der Hoffnung, daß wir die von Brüning betriebene Politik weiter fortsetzten; sie haben uns in Oppositionsstellung gegen Brüning gewählt und sie konnten deshalb mit Fug und Recht von uns verlangen, daß wir entweder mit einem Programm die Macht übernahmen, das dem Programm des Kabinetts Brüning diametral entgegengesetzt war, oder daß die nationalsozialistische Bewegung weiterhin in der Opposition verharrte. Da uns keinerlei Möglichkeit geboten wurde, das erste zu tun, mußten wir beim zweiten bleiben. Aber es durfte auch der Regierung von vornherein klar sein, daß, wenn die nationalsozialistische Bewegung weiterhin in der Opposition verharrte, sie auch alle Rechte, die nun einmal nach den Spielregeln der Demokratie der Opposition zustehen, für sich in Anspruch nehmen mußte.

Es ist die Pflicht der Regierung, zu regieren. Dafür hat sie die Macht, und dafür trägt sie die Verantwortung. Das aber kann und darf nicht Pflicht der Opposition sein. Die Opposition kann sich damit begnügen, die Regierung, ihre Taten und ihre Leistungen vor der Öffentlichkeit unter die kritische Lupe zu nehmen. Die Entscheidung darüber, wem die Macht gebührt, der Regierung oder der Opposition, steht im demokratisch-parlamentarischen Regime ausschließlich dem Volke zu.

Die Regierung hat es sich nach dem 14. September in Deutschland sehr leicht gemacht. Man glaubte, die nationalsozialistische Bewegung stelle nur eine Fieberkrise dar, und sie werde ebenso, wie ihre Kurve gestiegen sei, eines Tages wieder sinken. Diese Annahme hat sich als trügerisch erwiesen.

Die dem 14. September 1930 nachfolgenden lokalen Wahlen zeigten, daß die nationalsozialistische Bewegung weiterhin in einem unaufhaltsamen Aufstieg begriffen war. Hamburg, Anhalt, Mecklenburg, das waren beredte Zeichen unseres weiteren Vorwärtsschreitens, und das Ergebnis in Hessen hat bewiesen, daß die nationalsozialistische Bewegung sich in rund einem Jahre um 100 Prozent vermehren konnte. Das aber hatte auch für die amtliche Politik unvermeidliche Folgen, denn wie sich die Verhältnisse im deutschen Volke selbst verschoben, mußte auch die Machtverteilung in der Regierung geändert werden; solange sich die Regierung dagegen zur Wehr setzte, mußte sie es in Kauf nehmen, daß in wachsendem Maße ihr Kredit vor dem Lande und vor der Welt gefährdet wurde. Es ist nicht unsere Schuld, daß der deutsche Kredit im Auslande ins Wanken geraten ist, daß über Deutschland eine katastrophale Panikstimmung hereinbrach. Schuld daran ist, daß man bis zu dieser Stunde die nationalsozialistische Bewegung von der Macht fernhielt, die das Volk ihr geben wollte.

Im Jahre 1931 ist diese Entwicklung in Deutschland unaufhaltsam vorgeschritten. Das Jahr 1931 war im deutschen Volke das Jahr der politischen Frontabgrenzung. Das Jahr 1932 wird nun — das wissen wir alle — für Deutschland die endgültige, große, politische Entscheidung bringen.

Da ist es wohl angebracht, jene politische, wirtschaftliche und finanzielle Situation zu umreißen, in der sich Deutschland augenblicklich befindet.

Die Finanzpolitik in Deutschland bietet das Bild grauenhaftester Verwüstung. Man hat versucht, mit drakonisch-mechanischen Eingriffen von Notverordnungen

das Geldsystem in Deutschland in Ordnung zu bringen. Nach zwei Jahren konnte man feststellen, daß dieser Versuch auf der ganzen Linie mißlang. Selbst wenn der Reichskanzler heute darauf verweisen wollte, daß die öffentlichen Finanzen sich in der Balance befinden, so beweist das gar nichts. Der Etat ist kein Selbstzweck, sondern ein Mittel zum Zweck. Eine Finanzierung auf Kosten der Gesundheit des Volkes durchzuführen ist dasselbe, als wollte ein Operateur eine Operation zwar wissenschaftlich richtig durchführen, der Patient würde aber leider bei der Operation zu Tode kommen. Wir stellen fest, daß die drakonischen Notverordnungseingriffe, die seitens der Regierung in den letzten zwei Jahren auf dem Gebiete des Steuer- und Finanzwesens vorgenommen worden sind, in Deutschland die Substanz bis zum letzten Rest aufgezehrt haben.

Die zwangsläufige Folge dieser Tatsache ist, daß die Wirtschaft mehr und mehr in Leerlauf gerät. Befindet sich der Blutkreislauf der Wirtschaft, das Geldwesen, nicht mehr in Ordnung, dann werden allmählich die Hochöfen stillgelegt, dann wird sich das Heer der Arbeitslosigkeit bis ins Ungemessene vermehren. Nahezu 7 Millionen Menschen ohne Beschäftigung füllen heute die Straßen der großen Städte mit ihrer Verzweiflung und ihrem Jammer, und die Regierung weiß keinerlei Ausweg, um ihrem Fiasko irgendein wirksames Mittel entgegenzusetzen. Darf man sich da wundern, daß im Innern die Gegensätze sich mehr und mehr verschärfen, daß die politischen Fronten in erbitterter Feindschaft gegeneinander aufmarschieren und die Gefahr eines latenten Bürgerkriegs von Tag zu Tag wächst?

Der Reichskanzler hat bei seinem Amtsantritt die Theorie aufgestellt, es sei seine erste Aufgabe, die Finan-

zen zu sanieren und dann die großen außenpolitischen Probleme der Tribute und der Abrüstung in Angriff zu nehmen.

Diese These war von vornherein ein Fehlschluß. Sie verwechselte Ursache und Wirkung; denn die deutschen Finanzen befanden sich in Unordnung, weil sie ewig und ewig durch eine Tributpolitik bedroht wurden, die sich nicht nur vor Deutschland, sondern vor der ganzen Welt als undurchführbar erwiesen hat. Es ist ein Irrtum, zu glauben, man könne eine aktive Außenpolitik betreiben, ohne daß man im Rücken ein geschlossenes, einiges und einsatzbereites Volk habe. Die Regierung ist diesem Trugschluß unterlegen, und sie mußte deshalb auf dem Gebiete der Außenpolitik eine katastrophale Niederlage nach der anderen einstecken. Ich kann mich mit den Worten begnügen: Zollunion, Memel, Tribute, Abrüstung.

Eine Reihe von katastrophalen Mißerfolgen, wie sie in der deutschen Außenpolitik bis dahin noch nicht vorgekommen sind.

In zunehmendem Maße wird nun die Regierung selbst von den breiten Massen des Volkes isoliert. Sie steht heute noch auf einer wankenden, in sich zerbröckelnden, parlamentarischen Majorität, kann sich aber nicht mehr der Mehrheit des deutschen Volkes erfreuen. *Das Volk selbst hat dieses Dilemma schon längst erkannt. Das Volk lebt in Hoffnungslosigkeit, weil ihm die starke, führende Hand fehlt, die im Staatsleben notwendig ist.*

Die Autoritäten des amtlichen Deutschland sind gesunken, und in demselben Maße, in dem sie in den breiten Volksmassen an Rang verloren, wurden sie im Lager der Opposition aufs neue aufgebaut. Wundert man sich dann, wenn Deutschland vor der Welt jede Bündnisfähigkeit

verloren hat, wenn eine Regierung, die sich auf keine feste Mehrheit des Parlaments mehr verlassen kann, mehr und mehr dazu gezwungen ist, unter Inanspruchnahme des Artikels 48 und einer kalten Anwendung der Diktatur das Programm zur Durchführung zu bringen, von dem sie sich verspricht, daß es in Deutschland Finanz, Wirtschaft und Politik wieder in Ordnung bringen werde?

Die Entwicklung, die seit der Machtübernahme durch Brüning in Deutschland eingesetzt hat, kam nicht von ungefähr. Sie stellt das zwangsläufige Ergebnis der Entwicklung dar, die in Deutschland seit dem 9. November 1918 Platz gegriffen hat. Von dem Augenblick an, als das deutsche Volk in den verhängnisvollen Irrtum verfiel, es könne auf Grund der 14 Wilsonschen Punkte sein neues politisches Dasein begründen, als das deutsche Volk sich dazu verführen ließ, auf Grund dieser vagen Versprechungen praktisch die Entwaffnung durchzuführen, als die deutsche Regierung Versailles und die Kriegsschuldlüge unterschrieb, *hat es in Deutschland keinen Aufstieg mehr gegeben, sondern der Weg ging weiter und weiter abwärts.*

Es kam die Inflation, es kamen die Tributdiktate der ehemaligen Kriegsgegner, es kam der Dawesvertrag, von dem das amtliche Deutschland annahm, er sei ein Silberstreifen am Horizont, während wir tatsächlich seit Annahme dieses Verdikts Milliarden über Milliarden Kredite nach Deutschland hereingenommen haben, um damit den aussichtslosen Versuch zu unternehmen, eine Tributpolitik durchzuführen, die in keiner Weise dem wahren Tatsachenverhalt der deutschen Lage gerecht werden kann. Man hat versucht, den Dawesplan durch das sogenannte Youngverdikt abzulösen. Wir haben uns damals auf das leidenschaftlichste gegen die Annahme dieses Vertrages

zur Wehr gesetzt. Das amtliche Deutschland trat uns entgegen. Minister standen am Radio und prangerten die Führer der nationalen Oppositionsbewegung als wirtschaftliche und politische Landesverräter an, während wir in Wirklichkeit nichts anderes taten, als das Volk über die furchtbare Tragweite des hier zur Annahme kommenden Tributdiktates aufzuklären.

Am 14. September 1930 erhielt das amtliche Deutschland für diese zwölfjährige Politik des Verfalls und des Verzichts vom Volke die Quittung. Damit war die Möglichkeit gegeben, in Deutschland ein nationales Regiment ans Ruder zu bringen und jenem verhängnisvollen Kurs ein Ende zu bereiten, der von der amtlichen Politik seit 12 Jahren eingeschlagen wurde und Deutschland von einer politischen Niederlage in die andere hineingeführt hatte. Die Regierung Brüning hat diese Möglichkeit unterbunden. Sie befindet sich jetzt nahezu zwei Jahre an der Macht. Das nationale Deutschland hat nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, von dieser Regierung Bilanz zu verlangen über das, was sie versprach, und über das, was sie dann tatsächlich einlösen konnte. Die Regierung Brüning hat sich in weitestgehendem Maße des Artikels 48 bedient. Aber die Regierung mußte dabei die Feststellung machen, daß man mit dem Artikel 48 zwar nationale Bewegungen niederknüppeln kann, daß man mit dem Artikel 48 zwar nationalsozialistischen Abgeordneten das Reden verbieten kann, daß man mit dem Artikel 48 zwar nationalsozialistische Zeitungen am Erscheinen verhindern kann, daß man, rund herausgesagt, mit dem Artikel 48 alles machen kann, nur kein Geld.

Man hat versucht, gegen den Aufbruch des deutschen Volkes in der nationalsozialistischen Bewegung alle nur denkbaren Mittel in Anwendung zu bringen. Man muß

heute feststellen, daß dieser Versuch auf der ganzen Linie mißlungen ist.

In einem Jahr ist das Berliner Kampforgan der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei, „Der Angriff", zwölfmal verboten worden. Achtmal haben die dem Berliner Polizeipräsidium vorgesetzten Reichsbehörden uns bestätigen müssen, daß diese Verbote vollkommen unhaltbar gewesen sind. Wir haben im Verlauf von anderthalb Jahren in Deutschland eine Verbotsdauer von insgesamt über acht Jahren für die nationalsozialistische Presse erleben müssen. Am heutigen Tage noch ist „Der Illustrierte Beobachter" bis zum 13. März, also für die ganze Zeit des Wahlkampfes, verboten worden, lediglich deshalb, weil dieses Blatt ein Bild Hindenburgs mit der Unterschrift brachte, daß heute Kriegsdienstverweigerer und Landesverräter sich bereit gefunden hätten, ihm ihre Stimme zu geben.

Gegen 28 nationalsozialistische Reichstagsabgeordnete sind im Verlauf eines halben Jahres Redeverbote erlassen worden. Wenn man bedenkt, daß jeder von uns auf Grund unserer Rückendeckung im Volke 120 000 bis 150 000 Wähler vertritt, kann man sich einen Begriff davon machen, in welcher rigorosen und rechtbrüchigen Art und Weise seitens marxistischer Länderregierungen die Notverordnung der Reichsregierung gegen die nationalsozialistische Bewegung zur Anwendung gebracht wird.

Unter unseren nationalsozialistischen SA.-Kameraden sind im Verlauf von 3 Monaten 24 Tote zu verzeichnen. In zwanzig von diesen Fällen hat man bis zu dieser Stunde die Täter noch nicht gefunden. Man hat in Berlin auf offener Straße einen 16jährigen Hitlerjungen feige hingemordet, ohne daß das Polizeipräsidium bisher in der Lage gewesen wäre, die Täter zu ermitteln.

Von seiten der sogenannten „Eisernen Front" wird der nationalsozialistischen Bewegung nach der Methode: Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig! die Verantwortung für dieses blutrünstige Treiben zuzuschanzen versucht. Vor einigen Tagen trat in Berlin der amtierende Polizeipräsident Grzesinski auf. Er bot dem Führer unserer Bewegung, der heute rund 15 Millionen Deutsche verkörpert, den Affront, daß er in aller Öffentlichkeit erklärte, er könne nicht verstehen, daß Adolf Hitler nicht mit der Hundepeitsche aus Deutschland hinausgejagt würde.

Das sagte nicht ein x-beliebiger Feld-, Wald- und Wiesenredner. Das sagte der Mann, der in Berlin damit betraut ist, die Notverordnungen gegen uns zur Anwendung zu bringen. —

Führende Sozialdemokraten — ich brauche da nur an den Präsidenten dieses Hohen Hauses selbst erinnern — haben in aller Öffentlichkeit erklärt, daß auch eine legale Machtübernahme durch uns für Deutschland den Bürgerkrieg bedeuten würde. Was ist das anderes als eine blutrünstige Hetze zu Mord und Totschlag.

Aber sie täuschen sich. Sie treffen im Jahre 1932 nicht wie im Jahre 1918 auf ein feiges Bürgertum. Ihnen steht das erwachende Deutschland gegenüber.

An demselben Abend, an dem in Berlin ein im Amt befindlicher Regierungsrat unter den Augen des Polizeipräsidenten von Berlin zum Bürgerkrieg hetzte, wurde im Sportpalast unsere Versammlung aufgelöst, nur, weil dort der Name des Polizeipräsidenten genannt worden war.

Glaubt der Herr Reichskanzler, daß er mit einem Volke, das innerlich in Streik und Bürgerkrieg verfällt, eine aktive Außenpolitik betreiben könnte?

Die ganze Welt weiß, daß die Tributfrage nur durch eine Befreiung Deutschlands von der Reparationslast gelöst werden kann. Trotzdem verschiebt man den Tag der Entscheidung von Monat zu Monat. Warum? Weil Sie, Herr Reichskanzler, vor der Welt keine Aktivlegitimation mehr besitzen!

Weil man mit Ihnen, Herr Reichskanzler, keine Verträge mehr abschließen will! Weil man weiß, Herr Reichskanzler, sie sind der Mann von gestern, und der Mann von morgen kommt. Bei jeder Notverordnung hat die Regierung Brüning erklärt, damit sei die Grenze des Erträglichen erreicht. Aber immer wurde diese Grenze aufs neue überschritten. Bei der letzten Notverordnung hat der Herr Reichskanzler sich sogar dazu verführen lassen, am Rundfunk die nationalsozialistische Bewegung mit einem Affront zu bedenken, wie er bis dahin in der deutschen Innenpolitik noch nicht dagewesen ist.

Ich verwahre mich dagegen, wenn der nationalsozialistischen Bewegung der Vorwurf gemacht wird, sie habe Hindenburg im Stich gelassen.

(Diese Rede konnte nicht beendet werden, da der sozialdemokratische Reichstagspräsident die Sitzung unterbrach und Doktor Goebbels am Weitersprechen hinderte.)

Preußen muß wieder preußisch werden!

Wahlrede Mitte April 1932.

Der italienische Ministerpräsident Benito Mussolini hat einmal das Wort geprägt: „Der Faschismus ist römisches Preußentum!“ Er wollte damit zum Ausdruck bringen, daß die politische Idee des Faschismus eine Synthese darstelle zwischen römischer und preußischer Staatsauffassung.

Die knappe und prägnante Formulierung dieses Satzes zeigt, daß römischer wie preußischer Staatsgedanke Weltideen sind, daß sie als bekannt vorausgesetzt werden können, und jeder unter ihnen etwas ganz Bestimmtes und fest Umrissenes versteht.

Der römische Staatsgedanke schuf das römische Imperium, der preußische hat Preußen und damit Deutschland gebaut.

Beide — das ewige Rom und das ewige Preußen — sind Weltmächte gewesen, die jahrhundertelang ganz Europa in den Bann ihrer Größe schlugen. Das liegt nicht allein an den Trägern des römischen und des preußischen Staatsgedankens, sondern vor allem am Staatsgedanken selbst. Er erst schuf seine Träger und, so wie er auf einer großen sittlichen Grundlage beruhte, so standen auch die Männer, die ihm dienten, auf derselben einmaligen sittlich-politischen Höhe.

Vor einiger Zeit hat das Berliner Reichsbanner im Sportpalast einen Abend veranstaltet, bei dessen Gelegen-

heit der preußische Ministerpräsident Dr. h. c. Otto Braun — nicht in amtlicher Eigenschaft, sondern als Privatperson — das Wort ergriff. Er machte hierbei den Versuch, sich des Ansturmes der nationalen Opposition auf das heutige Preußen zu erwehren. Er, den zahllose Notverordnungen vor der berechtigten Kritik seiner Gegner schützen, wandte ausnehmend viel Witz und gute Laune an, um seine Feinde moralisch auf den Sand zu setzen. Er prägte in seiner Rede den Satz: „Preußen ist nie preußischer regiert worden als in meiner Amtszeit."

Zwischen dem Preußen von heute und dem von gestern liegt wohl unbestrittenermaßen eine Welt. Man muß daher, will man ihre Gegensätze untersuchen, zu dem Ergebnis kommen: Altes Preußentum, das, was offenbar Mussolini unter ihm verstanden wissen will, und das, was Herr Otto Braun unter Preußen versteht — sind grundlegend verschiedene Dinge. Es kommt eben hierbei auf die Anschauung an: Einer stellt sich unter Preußen dies, der andere jenes vor; und wenn Herr Braun behauptete, Preußen sei nie preußischer gewesen als in diesen Tagen, dann ist seine Auffassung vom Preußentum eine grundlegend andere als die unsere.

Es ist heute denkbar schwer, sich offen mit einer amtierenden Persönlichkeit von gewisser Rangstufe auseinanderzusetzen, denn sie ist im Besitze aller Macht und kann sich, wenn die geistigen Waffen versagen, auf ihre Notverordnungen zurückziehen und sich mit ihnen verteidigen. Waren wir bisher noch in der Lage, das zu sagen, was wir dachten, so ist dies heute nicht mehr möglich. Es muß darum der Versuch gemacht werden, möglichst ohne Bezugnahme auf die Gegenwart die staatspolitischen Gedanken auszusprechen, die unsere nationalsozialistische Bewegung mit dem echten alten Preußentum gemein hat.

Die preußische Frage ist mit der unmittelbar bevorstehenden Wahl am 24. April erneut und diesmal entscheidend zur Debatte gestellt. Vergessen wir hierbei niemals die eine große Grundwahrheit: Wer Preußen hat, hat das Reich! Wer in Preußen die Macht erobert, wird bald auch Herr von Deutschland sein!

Bevor wir die Frage klären können, wie überhaupt der preußische Staat erobert werden soll, scheint es notwendig, erst einmal über den preußischen Staatsbegriff als solchen zu reden.

Das alte Preußen gilt draußen in der Welt als eine Heimstätte der Pflicht. Diese Auffassung fand ihre theoretische Begründung nicht allein in der preußischen Staatsphilosophie, sie wurde in der Wirklichkeit durch das Vorbild der großen preußischen Männer, der Staatsmänner wie der Schlachtenlenker, erhärtet. Preuße war ein Friedrich Wilhelm I., der das altpreußische Beamtentum schuf, ein Friedrich der Große, der Preußens Soldatenruhm für alle Ewigkeit begründete, ein Bismarck, der das große Reich schuf. Aus der Idee dieses Preußentums erwuchs ihnen die Kraft zu großen staatspolitischen Taten — und umgekehrt ist ohne sie und ihr Werk eine preußische Staatsidee niemals zu begreifen. Sie war der Boden, in dem sie wurzelten, und aus ihr wuchsen die großen und weltgeschichtlichen Leistungen, die das Gebiet der Erde neu schufen. Deutschlands Einigung war das Werk echten Preußentums.

Zwar hatte man schon in den Jahren 1848 und 1849 in der Frankfurter Paulskirche den Versuch gemacht, ein neues Deutsches Reich zu bilden, nicht nur ohne, sondern gegen Preußen. Dieser Versuch blieb Theorie und Gelehrtengeschwätz. Bismarck vertrat ihm gegenüber den

männlichen Standpunkt preußischer Tat. Er war der Meinung, daß Deutschland von Preußen aus geeinigt werden müsse, nicht mit Worten und am grünen Tisch, sondern durch Blut und Eisen. Mit dieser Auffassung vertrat er den allein denkbaren staatspolitisch-schöpferischen Standpunkt, von der Erkenntnis getragen, daß eine politische Tat nur durch politischen Einsatz vollbracht werden kann. Je mehr man einsetzt, desto mehr kann man gewinnen, und wer das Volk einsetzt, wird schließlich auch das Volk gewinnen können. Ohne Bismarck wäre die Einigung Deutschlands nie möglich gewesen, wie ebensowenig Bismarck ohne Preußen zu denken ist.

Heute nun glauben marxistische Zahlabendstrategen, über das alte Preußen zu Gericht sitzen zu können. Sie zehren dabei nur von dem, was das alte Preußen an geistigem und sachlichem Besitz einstmals aufgehäuft hat. Das Preußen von heute, von dem sein derzeitiger Ministerpräsident behauptet, daß es niemals preußischer regiert worden sei als in seiner Amtszeit — es wäre niemals möglich gewesen, wenn es sich nicht auf den von allen Preußen vorbereiteten Boden gestellt hätte.

Die Sozialdemokratie, der heute das Hauptgewicht unseres Kampfes gilt, hat seit den Anfängen ihres Bestehens den preußischen Staatsgedanken bekämpft. Aber nur in der Theorie! Denn praktisch wußte sie nichts Besseres zu tun, als dem alten Preußen die erfolgreichen Methoden seiner großen staatspolitischen Organisation nachzuahmen. Wenn die SPD. heute noch besteht, so verdankt sie das einzig und allein der Tatsache, daß sie nach preußischen Grundsätzen aufgebaut worden ist und ihre Anhänger von ehedem durch die große Schule des preußischen Heeres gegangen sind. Es ist mehr als ein Zufall, daß der Begriff der Sozialdemokratie, August Bebel, Sohn eines preußi-

schen Feldwebels war und auf dem Kasernenhof groß geworden ist. Zwar hing er anderen Ideen an als denen, die wir Preußen nennen, aber die Grundsätze jener Organisation, die er zur Verwirklichung seiner Gedanken schuf, waren preußisch. Wären Sie es nicht gewesen, sie hätten sich weder im Reich, noch in Preußen jemals durchzusetzen vermocht.

Da hat der Marxismus seit Anbeginn erkannt: Deutschland ist Preußen. Wer Deutschland erobern will, muß Preußen haben, und wenn wir den letzten entscheidenden Schritt zur Macht tun wollen, muß das Preußen von heute in unseren Händen sein.

Dieser Erkenntnis hat die Sozialdemokratie bereits jahrzehntelang vor Ausbruch des Krieges gehuldigt. Daher war es im Herbst 1918 die erste Aufgabe der marxistischen Revolte, den preußischen Staatsgedanken zu zerstören, um in seinen Trümmern sich festzunisten und häuslich einzurichten. In Preußen hat die Sozialdemokratie das Kernwerk ihrer Machtstellung aufgerichtet, und darum gilt es auch, sie vor allem in Preußen aus der Macht zu jagen. Erst wenn dies Bollwerk gefallen ist, wird man fähig sein, den Marxismus in Deutschland auf die Knie zu zwingen. Das weiß die Sozialdemokratie genau so gut wie wir, und hier haben wir den Schlüssel zu ihrem Verhalten im Reich gegenüber dem Kabinett Brüning zu suchen, dem zuliebe sie die letzten Reste ihrer sog. Weltanschauung über Bord warf, einzig und allein um als Gegengabe hierfür möglichst lange in Preußen an der Macht zu bleiben, und wenn möglich die nun endlich angesetzten Wahlen zum Preußischen Landtag zu verschieben. Daher ihr Versuch, mit erlaubten und unerlaubten Mitteln gegen den verhaßten Nationalsozialismus Stimmung zu machen. Daher Terror, Lüge, Verleumdung und Unter-

drückung, denn die Sozialdemokratie weiß, daß sie in diesem Wahlkampf unterliegen muß und nur der Nationalsozialismus siegen kann. Der Zeitpunkt, die Sozialdemokratie in Preußen endgültig aus dem Sattel zu heben, ist gekommen, und es ist deshalb ganz erklärlich, daß sie in Preußen ihre Machtstellungen mit Klauen und Zähnen verteidigt.

Um so mehr haben wir die Pflicht, dem deutschen Volke das alte und das neue Preußen gegenüberzustellen und unerbittliche Kritik zu üben. Beim Kampf um Preußen geht es um Deutschland. Preußen ist im Guten wie im Bösen ein getreues Abbild des Reiches. Ist Preußen nationalistisch, ist es auch das Reich, und ist Preußen marxistisch, dann ist eben auch Deutschland marxistisch. Darum gilt es, Preußen zu erobern, und ein von der Unsittlichkeit des marxistischen Staatsgedankens erfülltes Preußen ist nur durch einen besseren zu gewinnen.

Der Nationalsozialismus darf mit Fug und Recht von sich behaupten, daß er heute Preußentum sei. Wo immer wir Nationalsozialisten heute auch stehen, in ganz Deutschland sind wir die Preußen. Die Idee, die wir tragen ist preußisch. Die Wahrzeichen, für die wir fechten, sind von Preußengeist erfüllt, und die Ziele, die wir zu erreichen trachten, sind in verjüngter Form die Ideale, denen Friedrich Wilhelm I., der große Friedrich, und Bismarck nachstrebten.

Was verstehen wir unter Preußentum? Die Begriffe preußisch und Preußen gebraucht in unserer Zeit fast jedermann, einmal stolz und einmal verächtlich: Preußischer Militarismus! Preußischer Kadavergehorsam! Preußische Disziplin! Preußische Pflichterfüllung! Was aber ist das Wesen preußischen Geistes? Es war von jeher und ist bis zum heutigen Tage aufs engste verbunden mit dem, was

wir Pflichterfüllung nennen. So eng und lebendig, daß Preußentum und Pflichterfüllung nur verschiedene Ausdrücke geworden sind für ein- und dieselbe Sache. Es ist kein Zufall, daß der Philosoph der Pflicht, Immanuel Kant, in der preußischsten Stadt dieses Preußenlandes wirkte und die Phlisophie des Pflichtbegriffes aus Preußengeist hervorgegangen ist. Es ist kein Zufall, daß in der preußischen Krönungsstadt Königsberg der Satz geprägt wurde: „Es sind zwei Dinge, die mich immer von neuem erfüllen: Der ewig gestirnte Himmel über mir und das Gesetz der Pflicht in meiner Brust!" Kant gab dem die philosophische Form für einen staatspolitischen Begriff, den Friedrich Wilhelm I., Friedrich der Einzige und Bismarck in die Tat verwandelten. Dieser Begriff der Pflichterfüllung, im Kleinen wie im Großen, vom ersten König bis zum letzten Beamten und Soldaten — das ist das Große, ja das Größte am Preußentum! Aus ihm heraus erwuchs der Geist der Disziplin; der wahre Preuße diente einem Prinzip, das für ihn gleichbedeutend war mit dem Staat. Der Staat war kein Formalbegriff, sondern etwas, das aus der Gemeinschaft des Blutes entsprang. Prinzip — Staat — Volk: Diese Dreiheit war dem preußischen Menschen stets eine große Einheit, weil er nie dem Eigennutz lebte und sein staatspolitisches Handeln niemals von formalen, sondern von Blutsbegriffen getrieben war, konnte er ihn in die Form des Staates einfügen. Er wollte nichts für sich, stets alles für die Allgemeinheit, der man überall dienen kann, ob man oben oder unten steht. Deshalb gab es eine verbindende Linie vom König bis zum letzten Soldaten und kleinsten Beamten, deshalb verehrten sie alle das Prinzip der Autorität, ordneten sich ihm willig ein und unter. Disziplin, die unten innegehalten wird, bedingt stets eine Autorität nach oben; ohne sie ist jene undenkbar

und umgekehrt. Wer unten gewillt ist, sich in Disziplin zu fügen, macht es dem über ihm Stehenden möglich, Autorität wirken zu lassen. Doch die Wirksamkeit der Autorität kann auf die Dauer nicht allein mit Zwang erhalten werden. Autoritäten sind immer nur solange wahrhaft anerkannt, als sie sittlich eine Berechtigung tragen. Das Volk ist nie gegen Autoritäten schlechthin, sondern immer nur gegen diejenigen, die kein moralisches Anrecht darauf haben. Das Volk will sich gar nicht selbst regieren, das ist eine Weisheit, die die Judenpresse erst erfand. Das Volk verlangt nur, daß es anständig regiert wird. Erst dann, wenn das Volk erkennt, daß die Autoritäten, die ihm übergeordnet sind, keine sittliche Berechtigung mehr haben, wird es sich aufmachen, diese zu beseitigen und die Regierung in seine eigene Hand nehmen. Das Volk will auch nicht dieses oder jenes auf kulturellem, wirtschaftlichem oder politischem Gebiet; es will überhaupt keine Wünsche äußern, solange es weiß, daß die Autoritäten, denen es unterstellt ist, bereit sind, nur dem Volke und sonst niemandem zu dienen. Ist diese Erkenntnis einmal geschwunden, dann freilich wird das Volk immer aufs neue seine Forderungen erheben, mit denen es einer falschen Autorität das Leben sauer zu machen versucht. Die Spitzen des alten preußischen Staates waren nur deshalb von einer so granitenen Festigkeit, weil das Volk in der Erkenntnis lebte, daß diese Autoritäten ein Recht hatten zu regieren, da sie dieses Recht nicht zum Schaden der Volksgemeinschaft mißbrauchten. Denn ihnen bedeutete das Recht zu regieren nichts anderes als die Pflicht, ein Volk stark, glücklich und gesund zu machen: Erster Diener des Volkes zu sein.

Preußentum ist Sozialismus. Deshalb ist der Begriff des Preußentums identisch mit dem, was wir unter Sozia-

lismus verstehen. Sozialismus heißt Volksgemeinschaft, bedeutet Ein- und Unterordnung. Er geht nicht vom Einzelwesen, sondern von der Gesamtheit aus. Der Nationalsozialist sieht das Zentrum aller Dinge nicht in sich selbst, sondern im größeren Format der Allgemeinheit, im Volk! Nur wenn ein Staatsbegriff von diesem Geist durchdrungen ist, wird er sich auf die Dauer behaupten können, denn auch dann nur empfindet der kleinste Mann im Volke, daß er selbst Mitträger dieses Staates ist und daß ein Einzelmensch, wenn er die Macht dieses Staates in seiner Hand vereinigt, nicht zum Usurpator, sondern zum Treuhänder des Volkes wird. Als solcher hat sich Friedrich der Einzige gefühlt, dem Beispiel seines großen Vaters folgend. Er war, wie er selbst von sich einmal bekannte: Erster Diener am Staat. Dieses Dienen war der dritte große Begriff, der den preußischen Geist ausfüllte: Ich diene! Das ist immer das stolze Vorrecht des preußischen Soldaten und Beamten gewesen; das genaue Gegenteil jener Händlermoral des „Ich verdiene", die im heutigen Preußen gilt. Dienen und verdienen sind einander entgegengesetzt. Wer verdienen will, kann nicht mehr dienend sein, und wer dienen will, muß dann schon auf das Verdienen verzichten. Es ist kein Zufall, daß der preußische Beamte und der preußische Soldat die am schlechtesten bezahlten Arbeiter ihres Landes gewesen sind. Der Begriff des Verdienens war beiden überhaupt fremd. Noch vor dem Kriege war es in preußischen Beamten- und Soldatenkreisen geradezu verpönt, vom Geldverdienen zu sprechen. Das Geld war eine Angelegenheit, von der man nicht weiter redete. Man hatte davon gerade soviel, daß man schlecht und recht durchs Leben kam. Man war der Meinung: Geld ist Dreck, aber leider ist Dreck kein Geld! Nicht um des klingenden Lohnes willen schlug der Soldat

sein Leben in die Schanze, nicht des Geldes wegen diente der Beamte seinem Staat, sie kämpften und arbeiteten um einer besseren Sache willen, und das war die Ehre. Ehre, Gerechtigkeit, Einfachheit und Sparsamkeit. Diese Ehre wurde ihnen dann auch vom Staate in weitestem Maße zuteil. Der Beamte war der angesehenste Diener des öffentlichen Lebens, der Soldat ein Bevorzugter im Volk. Schon äußerlich wurde das zum Ausdruck gebracht. Der Soldat trug seine Uniform, und diese wurde geehrt und gegrüßt. Sie war das Zeichen eines Standes, der nach freiem Willen nicht des Geldes wegen, sondern der Ehre zuliebe dem Staat und damit dem Volke diente. Deshalb genoß dieser Stand die besondere Achtung der Öffentlichkeit. Soldat sein, Offizier sein, Beamter sein, das war etwas, und das ganze Volk zollte diesen Repräsentanten des öffentlichen Lebens Ehre, Achtung und Respekt. Diese Ehre, diese Achtung und diesen Respekt genießt auch heute noch der Soldat, weil man in ihm den letzten Rest des alten preußischen Soldatentums erblickt.

Die Ehre geht über das Geld! Das war eisernes Prinzip in Preußen. Es gibt Bevorrechtete im Staat, aber jedes Vorrecht bedingt auch eine Pflicht. So sehr diese Vorrechte auch auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens in Anspruch genommen werden können, in einem Punkte verschwinden sie. Da werden die Menschen gleich, und das ist vor der Gerechtigkeit.

Die preußische Justiz war die einzige Lebensform, die keine Vorrechte kannte. Vor dem Gesetz war jeder gleich. Hoch und niedrig, sie alle wurden, solange das alte Preußentum noch gesund war, nach demselben Gesetz und vor demselben Tribunal, nach dem gleichen Maße beurteilt, und wenn es sein mußte v e r u r t e i l t. Vom Glauben an die Richtigkeit dieses Prinzips war auch der letzte Mann

durchdrungen, so tief, daß der Müller von Sanssouci im Vertrauen auf die Gerechtigkeit preußischer Gerichte dem großen König sich zu widersetzen wagte, und als man ihm wider Recht und Gesetz seine Mühle nehmen wollte, zur Antwort gab: „Majestät vergessen, es gibt noch ein Kammergericht in Berlin!" Ein Zeichen dafür, daß der kleine Mann des Volkes so blind und vertrauensvoll seine Hoffnung auf ein preußisches Gericht setzen konnte, daß er glauben durfte und mußte, dieses Gericht wird unbestechlich sein, auch dann, wenn es gegen den König geht.

Das ist der Höhepunkt staatspolitischer Entwicklung. Das hat es nur einmal in der Weltgeschichte gegeben. So groß und so hoch die Gipfel dieser politischen Begriffe waren, so bescheiden und spartanisch einfach ihre Träger. Mit Preußentum identisch waren Sparsamkeit und Einfachheit. Es war unmöglich, im preußischen Staate Verschwendung zu treiben. Vom König angefangen bis hinunter zum letzten Beamten wurde diese Einfachheit verwirklicht.

Es ist einleuchtend, daß ein solcher Staat und nur ein solcher, ein Volk stark und gesund machen konnte. Wären die Preußen staatspolitisch überhaupt nicht bildungsfähig gewesen, unter diesen Prinzipien hätten sie trotz allem die Welt erobert. Dieses Volk wurde nach diesen Prinzipien innerlich zusammengeschweißt, und es konnte darum mit Fug und Recht stolz erhobenen Hauptes vor die Welt hintreten. Wenn in einem Volk jeder einzelne Bürger von dem Grundsatz durchdrungen ist: in meinem Staat gilt das Prinzip „Jedem das Seine", in meinem Staat herrscht soziale Gerechtigkeit und Sauberkeit, in meinem Staat wird gedient, aber nicht verdient an ihm, und diesem Prinzip unterwirft sich auch mein König — dann wird sich jeder auch ohne daß man dafür Propaganda treiben muß,

mit innerer Freudigkeit zum Staate bekennen. Man braucht dann nicht den Bürger die Staatsliebe mit dem Gummiknüppel einzuprügeln, er hat sie dann von selbst.

Daß die Welt solange über die ungeheure Kraft des Preußentums im unklaren blieb, ist der Tatsache zu verdanken, daß es mehr war, als es von sich reden machte. Im alten Preußen galt die Weisheit, die später einmal der große Schweiger Moltke in die Worte faßte „Mehr sein als scheinen". Der Schein war im Preußentum verachtet, nur das Sein galt. Das verstehen wir unter Preußentum! Es gilt gewissermaßen eine volkstümliche Begriffsbestimmung seines Geistes. Da es leider nicht möglich ist, diesen Begriff an den Erscheinungen der Gegenwart zu messen, so müssen wir uns begnügen, ihn mit der Vergangenheit zu vergleichen. Damit aber ist zugleich auch das vernichtendste Urteil für die Gegenwart gesprochen. Schon das Wiederaufzeigen des alten preußischen Staatsgedankens allein müßte eigentlich unter den gegenwärtigen Verhältnissen durch eine Notverordnung verboten werden.

In Preußen galt der Begriff der Pflicht. Man sehe sich daraufhin den einzigen König an! Friedrich war von Natur aus weder Staatsmann, noch ein Feldherr, er war Flötenspieler und Gedichteschreiber. Hätte das Schicksal ihn nicht auf den preußischen Königsthron gerufen und unter die Zuchtrute seines spartanischen Vaters gestellt, er wäre dies vermutlich immer auch geblieben. So aber nur, bis das Schicksal ihn berief. Als das geschah, da glaubten noch die Hofschranzen von Rheinsberg, das amüsante Leben jenes Lustschlößchens würde nun auch in Potsdam fortgesetzt. Aber der König vertauschte noch in derselben Nacht die Flöte mit dem Degen, und aus dem Flötenspieler war ein König geworden. Er hat von dieser Stunde

an bis zu seinem Lebensende nie etwas anderes getan als dem Volke gedient.

Der Pazifist hat es heute leicht, zu erklären: Friedrich sei nach Schlesien gezogen, um seinen Ehrgeiz zu huldigen. Nein, er zog nach Schlesien, um Grund und Boden zu gewinnen, weil er wußte, sein Preußenvolk wird größer und hungernde Mäuler werden nicht mit Phrasen, sondern mit Brot gestopft. Der Pazifist hat es einfach, zu erklären, er lehne den Imperialismus ab. Gut, dann muß er auch die Früchte des Bodens ablehnen, den Friedrich der Große erobert hat. Fragt der Pazifist bei jedem Brötchen, das ihm schmeckt: Ist das Korn, das in diesem Brötchen verbacken wurde, auf schlesischem Boden gewachsen? Wenn ja, dann muß ich das als konsequenter Pazifist ablehnen? — „Der Pazifist mag keinen Friedrich leiden, doch seine Brötchen ißt er gern!"

Friedrich der Große zog ins Feld als Soldat der Pflicht, er hat diesem Begriff bis zum letzten Atemzug gedient. Er war spontan in ihm emporgeschossen, als sein strenger Vater ihn gehorchen lehrte. Dieser Friedrich hatte einst als junger Prinz versucht, sich dem Zwang des preußischen Gesetzes durch die Flucht zu entziehen. Da bewies der Beamtenkönig, daß die Disziplin nicht nur für seine langen Grenadiere, sondern auch für seinen Sohn von Geltung war. Es bedurfte der ganzen Überredungskunst der Generäle des Kriegsgerichts, um den König davon abzubringen, das Leben seines Sohnes als Sühne für die Flucht zu fordern. Er schickte ihn auf Festung nach Küstrin. Vor dem Gesetz war kein Unterschied zwischen Offizier und Königssohn.

Nachdem er durch diese harte Schule gegangen war, mußte der große Friedrich beim Tode seines Vaters sich für die Pflicht entscheiden. Diese Pflicht bewies er vor der

Welt, genau so leuchtend, so hinreißend, wie sein königlicher Vater vor der Welt die Disziplin bewiesen hatte. Solche Könige hatten dann auch Autorität im Volke. Sie brauchten nicht viel davon reden machen, sie begründeten sie mit ihrem eigenen Beispiel. Der König war der erste, der hervorragendste, der tapferste, fleißigste und hingebungsvollste Diener der Gesamtheit. Er genoß deshalb auch im Volke die Achtung, die ihm zukam.

Wenn ich vorhin sagte, daß der alte Preußenstaat nach unseren Begriffen sozialistisch war, dann ist Friedrich das erhabenste Beispiel für die Behauptung. Sozialistisch sein heißt dienen! Dieser König lernte dienen! Er diente freilich nicht seinem Egoismus. Hätte er das gewollt, er hätte weiter die Flöte gespielt. Er diente dem Volk, das ihm anvertraut war! Oder ist es etwa kapitalistisch, wenn dieser König nach der Schlacht bei Leuthen mitten unter seinen Grenadieren und auf seinem Tornister am Biwakfeuer sitzt? Ist es kapitalistisch, wenn dieser König nach einer verlorenen Schlacht in sein Tagebuch schreibt: „Ich lasse mich eher unter den Ruinen meines Vaterlandes begraben, als daß ich einen schimpflichen Frieden unterzeichne!" Nennt uns einen marxistischen Funktionär, der in seiner Westentasche ein Giftfläschchen bei sich trägt, um, erkennt er einmal, daß sein Staatsprinzip verloren sei, sich selbst den Freitod zu geben. — Nein: diese Leute tragen höchstens Gift mit sich, um es zu gebrauchen, wenn einer ihre Korruptionen entdeckt! Ein neuerer Maler hat den großen König nach dem Siebenjährigen Krieg gemalt. Da sitzt er nun, gebrochen, zermürbt und zerfressen von Leid und Sorge am Kamin in Sanssouci, nur noch ein menschlicher Trümmerhaufen, ein Wrack. Wenn man den Begriff des Sozialismus zu malen hätte, man könnte ihn nur so darstellen, denn das ist Dienst am Volk. Ein wahrhafter

König, der vom Kriege heimkehrt und in den letzten Jahren seines Lebens noch versucht, sich den Schlaf abzugewöhnen, weil die Zeit nicht ausreicht, um alle die von ihm geplanten Reformen in der Verwaltung seines Landes durchzuführen, ein großer König, der genau so stirbt, wie er lebte, nicht umgeben von trauernden Hinterbliebenen, nicht von seiner Familie, sondern nur umwinselt von seinen Windspielen. So entschläft er in den Armen seines Kammerdieners. Seiner Familie hinterläßt er nur ein Totenhemd, seinem Staat aber eine geordnete Verwaltung, ausgeglichene Finanzen, ein gesundes, glückliches Volk, das Ehre, Achtung und Respekt vor der Welt genießt.

Das Dienen war der Leitsatz des sog. preußischen Militarismus. Das Dienen galt für die ganze Person. Man diente dem Staat nicht von morgens 8 bis nachmittags 4 Uhr, und der Soldat tat seine Pflicht nicht für sich, sondern er war mit Leib und Seele, mit Gut und Blut dem Preußenheer verbunden. Er trug eine besondere Uniform. Er stand den Gesetzen des Königs am allernächsten, und wo einer sich dagegen verging, da wurde er vor der ganzen Welt diffamiert. Dann war er allerdings ein Paria vor der Öffentlichkeit. Die Welt hat schon gewußt, warum sie den preußischen Militarismus vernichten wollte! Denn er war die Grundlage des preußischen Staates. Der preußische Staat war nicht nur eine sittliche Theorie, sondern auch machtpolitische Praxis. Die Philosophen in Preußen dachten nicht umsonst; denn hinter den Philosophen standen Könige und hinter den Königen Heere, und Könige und Heere hatten dann die Macht, aus der Philosophie auch Wirklichkeit zu machen.

Neben dem Heer aber stand ein sauberes und korruptionsfreies Beamtentum. Wenn Sauberkeit und Unbe-

stechlichkeit vor der ganzen Welt gleichbedeutend wurden mit dem Begriff des preußischen Beamtentums, so ist das der Beweis dafür, wie überlegen es gegenüber dem der ganzen übrigen Welt war. Durch die Korruption der Nachkriegszeit sind wir so an Schiebungen und Bestechungen gewöhnt, daß wir uns kaum mehr einen Begriff von der alten Beamtensauberkeit machen können. Wir wissen gar nicht mehr was sie bedeutet. Der Beamte stellte die Ehre über das Geld.

Das Berliner Tageblatt, ein Organ der Demokratie, hat vor einiger Zeit die Katze aus dem Sack gelassen. Es schrieb in einem Auffsatz über die Besoldung der hohen Richter in Preußen, daß die hohen und höchsten Richter in höhere Gehaltsklassen eingereiht werden müßten, denn, weil sie so wenig Geldverdienst hätten, dienten sie auch nur mit mangelnder Freudigkeit dem neuen Staat. Das Berliner Tageblatt erklärte dabei in einer unvorsichtigen Aufwallung, im alten Staat hätte es seine Berechtigung gehabt, daß der Richter wenig verdiente, denn er sei dafür geehrt und geachtet worden. Das ist eigentlich das vernichtendste, was man über die Gegenwart sagen kann.

Die Gerechtigkeit war im alten Preußen selbstverständlich. Sie ist selbstverständlich für den Müller wie für den König, für den Soldaten wie für den Kronprinzen. Die spartanische Einfachheit galt sowohl beim kleinen Mann wie bei Hof; man kann sich heute davon gar keinen Begriff mehr machen. Zur gleichen Zeit, in der Frankreichs „Sonnenkönig" seine Lustschlösser erbaute und ganze Völker dafür fronen mußten, damit in diesen Lustschlössern die Fontänen sprangen und alles in Gold und Edelsteinen glänzte, zur gleichen Zeit saß ein Friedrich Wilhelm der Erste mit seinen Generalen im Tabakskollegium zusammen; zur gleichen Zeit, in der ein Ludwig sagte: „Der Staat, das

bin ich", erklärte ein Friedrich: „Ich bin der erste Diener meines Staates". Das sind Gegensätze zwischen welscher und preußischer Staatsauffassung. Der König kürzte im Jahre 1806 nicht nur seinen Beamten und Offizieren die Gehälter, sondern er kürzte auch seine Zivilliste.

Der kleine Mann ist durchaus nicht unwillig, zu opfern. Aber er wehrt sich gegen ein Opfer, das er allein bringen soll. Das ist der Unterschied zwischen Vergangenheit und Gegenwart. Wenn in der Vergangenheit geopfert wurde, dann opferten in gleicher Weise der König und sein letzter Grenadier. Wenn heute geopfert wird, dann bekommen die Oberen mehr und die Unteren weniger.

Jedem das Seine, das galt im alten Preußen im Guten wie im Bösen, auf Rechte und auf Pflichten. Das galt in bezug auf die Vorteile, die der Staat gab, und das galt ebenso in bezug auf die Opfer, die er nahm.

Mehr sein als scheinen. Das galt für ein ganzes Volk. Der Feldmarschall Moltke, der durch ein Sedan Bismarck die Möglichkeit gab, Deutschland zu einigen, war allerdings auch äußerlich von anderm Holz als mancher, der sich als sein Nachfolger dünkt. Er konnte mit Fug und Recht von sich sagen: „Mehr sein als scheinen". Denn wer diesen Feldmarschall sah, wie er, vom Kriegsministerium kommend, mittags über die Linden ging, der konnte allerdings nicht ahnen, daß dies der große Feldherr war, der Deutschland und Preußen durch seine Siege zu einer Einheit geschmiedet hat. Das ist es, was wir verloren haben und wiedergewinnen müssen. Man wird es sich ersparen können, diese Grundsätzlichkeiten auf die Gegenwart anzuwenden. Das ist im Zeichen der Notverordnungen auch nicht möglich. Den Kommentar muß jeder sich selbst ausdenken. Das Prinzip der Pflichterfüllung repräsentiert heute im neuen schwarz-roten Preußen der

Parteibuchbeamte. Das Prinzip der Korruptionslosigkeit und Unbestechlichkeit hat ein leuchtendes Beispiel gefunden in Typen wie den Polizeipräsidenten a. D. Richter, den Oberbürgermeister a. D. Böß. Das Prinzip der staatspolitischen Disziplin wird heute Woche für Woche erhärtet durch die Tatsache, daß hohe Diener des Staates in ihrem Privatleben hinter roten Fahnen hermarschieren. Wenn aber ein Beamter sich als Privatperson für die nationalsozialistische Bewegung betätigt, dann wird er aus Amt und Brot verjagt. Der preußische Ministerpräsident Braun stand beim Zahlabend des Reichsbanners — als Privatmann versteht sich — im Sportpalast hinter den roten Fahnen und sang die Internationale. Das ist Disziplin dem staatspolitischen Gedanken gegenüber. Das ist die Erhärtung der Rede, die Braun bei dieser Gelegenheit gehalten hat, wobei er erklärte: „Preußen war niemals preußischer als da ich es regierte". Wer glaubt heute im Ernst noch an Autoritäten! Diese Autoritäten setzen sich nur durch unter Inanspruchnahme von Notverordnungen und Gummiknüppeln. Es ist vorbei mit der Staatsfreudigkeit. Es ist auch nicht gelungen, die Freudigkeit für diesen Staat uns in die Köpfe hineinzuprügeln.

Wir stehen den Trägern dieses Staates, der Sozialdemokratie und dem Zentrum, heute als erbitterte Gegner gegenüber. Im alten Preußen sprach man nicht von sozialistischer Gerechtigkeit, aber man führte sie durch. Im heutigen Preußen wird zwar immer von „den sozialen Errungenschaften der Arbeiterschaft" geredet, doch leider merkt der Arbeiter nichts davon. In der Regierungszeit der Sozialdemokratie wurde das Wort geprägt: „Die Bonzen im Speck und das Volk im Dreck".

Das Volk hat ein Recht zur Anklage, denn es hat den preußischen Staat, als er krank geworden war, zerschlagen

um einen besseren zu schaffen. Es hat angeblich den Kapitalismus vernichtet, um den Sozialismus in Form zu bringen. Es hat den Bürokratismus vernichtet, um ein freies Volksbeamtentum zu schaffen. Es hat den Militarismus vernichtet, um ein Volksheer zu schaffen. Alles das ist dahin. Man dient nicht mehr, man verdient und zwar recht gut. Wenigstens, wenn man zu den Bonzen gehört. Man führte in Preußen-Deutschland eine Roggenstützungsaktion durch. Diese Roggenstützungsaktion, die den Bauern des Ostens helfen sollte, wurde von einem sozialdemokratischen Staatssekretär geleitet und bald schon erhob sich wieder der Geruch der Korruption. Von allen Parteien wurde gefordert: Baade muß verschwinden. Im alten Preußen hätte man das nicht zu fordern brauchen. Was geschieht heute? Ein solcher Staatssekretär wird zwar entfernt, aber mit guter Pension nach Hause geschickt. Das ist der Unterschied zwischen einst und heute. Oben Riesengehälter und unten Arbeitslosigkeit. Ein Brolat verdient im Jahr an die 80 000 RM., der kleine Erwerbslose, der ihn wählt und zum Volksvertreter macht, der geht in der Woche mit ein paar Stempelgroschen nach Hause. Das ganze nennt sich dann „sozialistischer Staat". Das Ganze wird von der Sozialdemokratie organisiert. Das Ganze verschreit uns als Kapitalsknechte und bricht den Stab über einen Friedrich, einen Friedrich Wilhelm den Ersten, einen Bismarck, über den preußischen Militarismus und Bürokratismus und wagt heute noch die Vergangenheit zu schmälern im Anblick dieser grauenvollen Gegenwart. Das ist es, was wir verloren haben und wogegen wir uns zur Wehr setzen. Das preußische Volk hat ein Recht auf preußisches Heer und preußisches Beamtentum. Wir sind aus dem Preußentum herausgewachsen und deshalb fühlen wir uns

so verlassen und trostlos, weil wir mit der Zerstörung des Preußentums auch den Boden verloren, in dem wir Wurzel geschlagen hatten. Wir haben keine Heimat mehr, wir fühlen uns nur noch als Zwangseinquartierte, die über Nacht aus ihren Wohnungen herausgejagt werden können, so wie man uns aus unseren seelischen und geistigen Wohnungen herausgejagt hat. Das ist es, was uns heute bedrückt, quält und bei Tag und Nacht mit bitterer Sorge erfüllt. Wenn einstmals auf diesem Boden, auf dem wir stehen, ein preußisches Beamtentum der Ehre, der Pflicht, der Disziplin, der Korruptionslosigkeit organisiert werden konnte, und wir sehen heute, daß neben dem Ministerpräsidenten Dr. h. c. Braun ein Staatssekretär Weißmann sitzt, daß diesem Staatssekretär Weißmann — wir wiederholen nur Tatsachen — seit 3 Jahren in aller Öffentlichkeit vorgeworfen wird, er habe falsch geschworen und den Versuch der Beamtenbestechung unternommen, so meinen wir, im alten Preußen wäre dieser Beamte entweder gegangen oder er hätte seine Beleidiger vor die Gerichte stellen lassen. Dieser Staatssekretär Weißmann aber klagt weder, noch geht er. Er schweigt. Ein Staatssekretär ist Repräsentant des Volkes und seine Ehre muß auch unsere Ehre sein. Ist es dann ein Unrecht, wenn ein Volk, das sich in der verletzten Ehre eines hohen Staatsbeamten mitbetroffen fühlt, sich gegen einen solchen Staatsbürger zur Wehr setzt? Gerechtigkeit gegen hoch und niedrig! So handelte man früher. Heute ist es anders geworden.

Ein Barmat betrog das preußische Volk um 35 Millionen. Er wurde dafür zu einem Jahr Gefängnis verurteilt und bekam davon 6 Monate gnadenweise erlassen. Ich, der Berliner Gauleiter, stehe seit 7 Jahren im politischen Kampf in Berlin und habe die an dieser Mißwirt-

schaft geübte politische Kritik — das soll zugegeben werden — manchmal in derber Form vorgebracht. Seit Jahren ziehen mich die preußischen Gerichte vor ihre Schranken, und im Verlauf von 3 Monaten beantragten preußische Staatsanwälte gegen mich 84 Monate Gefängnis. Preußische Staatsanwälte beantragen gegen mich wegen politischer Beleidigung das siebenfache von dem an Strafe, was Barmat bekam und das vierzehnfache von dem was er abgesessen hat. Da kann allerdings ein Müller von Sanssouci sich im Grabe herumdrehen, und da kann man auch verstehen, wenn in Leipzig vor dem Reichsgericht eine Frau nach der Verurteilung der Reichswehroffiziere in den Ruf ausbrach: Zu welchem Gericht sollen wir Deutsche denn noch Vertrauen haben?

Die spartanische Einfachheit wird heute in Hunderten von roten Krankenkassenpalästen demonstriert. Jedem das Seine. Das wird heute demonstriert in der Tatsache, daß ein ehemaliger Berliner Polizeipräsident wegen Beteiligung am Barmatskandal vom Amt entlassen werden mußte und daß er seitdem 84 000 RM. Wartegeld bezog.

Mehr sein als scheinen. Das Umgekehrte gilt heute unter der sozialdemokratischen Herrschaft: mehr scheinen als sein. Sich mit einem humanen Mäntelchen umgeben und dann den staatsbürgerlichen Gummiknüppel schwingen. Wenn man ehedem im Ausland gefragt wurde: Was bist du, dann konnte man mit Stolz sagen: Ich bin ein Deutscher. Oder, wenn man mehr noch tun wollte, so sagte man: Ich bin ein Preuße. Diese Antwort sagte dann alles. Wird man heute draußen gefragt: Von wannen kommen Sie?, dann schlägt man beschämt die Augen nieder in der Angst, der Frager könnte der Meinung sein, man gehöre auch zu denen, die dem heutigen Deutschland das Gesicht geben. Nein! Wir haben den Stolz auf die

Vergangenheit und den Trotz vor der Welt und den Glauben an die Zukunft nicht verloren. Gebe es heute in Preußen und Deutschland nur die politischen Mächte, die uns bekämpfen, dann könnte das deutsche Deutschland auf die Zukunft verzichten, dann würde es nicht mehr möglich sein, aus Preußen wieder Preußen und aus Deutschland wieder Deutschland zu machen. Wir haben den Frieden im Lande verloren. Es werden in Preußen und damit in Deutschland keine Autoritäten mehr respektiert. Der Volksbruder mordet den Volksbruder. Volksfremde Ideen haben uns auseinandergerissen. Es ist nicht mehr möglich, daß wir als Mensch zu Mensch, als Deutscher zum Deutschen empfinden. Das deutsche Volk irrt in der Verzweiflung, das deutsche Volk hat keinen inneren Glauben mehr. So wie es seine Ehre verpfändete, hat es sein Brot verloren, und wie es sein Brot verlor, so hat es seine Freiheit drangegeben. Und nun fragen wir uns: Was soll geschehen? Der Nationalsozialist sagt: Widerstände sind nicht dazu da, daß man vor ihnen kapituliert, sie sind dazu da, daß sie gebrochen werden. Wer Preußen hat, hat das Reich! Der Kampf gegen das marxistische Preußen ist ein Kampf um das Reich. Dieser Kampf wird vom Nationalsozialismus geführt. Die nationalsozialistische Bewegung wird auch ins Preußenparlament als stärkste Partei einziehen, und ohne oder gar gegen sie wird dann ein Regieren in Preußen unmöglich sein. In diesen Tagen wird der Kampf entschieden und es ist kein Zufall, daß heute der Marxismus sich in Preußen mit allen Mitteln zur Wehr setzt. Dagegen gibt es ein Gegenmittel. Je marxistischer die andern werden, um so preußischer müssen wir sein. Der Nationalsozialismus ist heute der Träger des alten Preußengeistes. Und wie diese Bewegung wächst, so wächst die Wirksamkeit des Preußentums in Deutschland. Wir

treten ein für die Arbeit, für die Freiheit, für den wahren Sozialismus, für die Wehrhaftigkeit, für die Autorität, für die Disziplin! Wir kämpfen dafür nicht nur in der Theorie, sondern wir haben diese Tugenden zur Grundlage unseres ganzen politischen Seins gemacht. Es sei erinnert an die Situation, die sich im Film „Die letzte Kompanie" abspielt, daß französische Offiziere an eine verlorene und verratene preußische Kompanie herantreten und dem Hauptmann entgegenrufen: „Es gibt kein Preußen mehr", und daß dieser Hauptmann, stolz zurückblickend auf seine paar Grenadiere, zur Antwort gibt: „Wo wir stehen ist Preußen!" Diesen Ruf nehmen wir für uns in Anspruch. Wo uns die Feinde entgegentreten mit dem höhnischen Ruf: Preußen ist dahin, da geben wir zur Antwort: „Wo wir stehen ist Preußen". Man stelle sich heute einmal folgendes vor, um sich zu vergegenwärtigen, was wir verloren haben, was wir geworden sind und was wir wieder einmal sein müssen — man stelle sich vor, der Deutsche Reichstag tagt, es kommt plötzlich durch eine der Hintertüren ein Parlamentsdiener hereingestürzt und ruft in das debattierende Plenum hinein: „Meine Herren, rette sich wer kann, Friedrich der Große ist soeben in der Garnisonkirche aufgestanden und auf dem Wege hierher!", sie würden zuerst ein Schutzgesetz gegen ihn erlassen und dann entfliehen. Sie können keine großen Männer gebrauchen, weil sie keine großen Männer mehr ertragen können. Aber das Volk will wieder preußische Männer. Das Volk will, daß der preußische Staatsgedanke wieder auferstehe, daß es von großen politischen Köpfen vorwärtsgetrieben wird. Das Volk will, daß einer die Fahne ergreift und sie dem System entgegenträgt. Dieser eine wird dann im Namen von Millionen und aber Millionen sprechen, wenn er den Heutigen entgegenruft: „Im Namen des Volkes!

Euch kennen wir, und jetzt sollt Ihr uns kennenlernen!"

Volksgenossen, die Stunde der Entscheidung ist gekommen. Am 24. April muß Preußen wieder preußisch werden. Das aber kann es nur, wenn es nationalsozialistisch wird. Es geht um den alten preußischen Sozialismus, es geht um die preußische Zucht und Wehrhaftigkeit, es geht um die preußische Sauberkeit und Disziplin. Wer einen Staat haben will, zu dem er sich mit Stolz und Liebe bekennen kann, dessen Stimme gehört am entscheidungsvollen 24. April den Männern des schaffenden Volkes aller Stände, den jungen und den alten Preußen auf der Liste der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei.

Parolen im neuen Staat.

Rede vor der Presse in Berlin am 16. März 1933.

Ich sehe in der Einrichtung des neuen Ministeriums für Volksaufklärung und Propaganda insofern eine revolutionäre Regierungstat, als die neue Regierung nicht mehr die Absicht hat, das Volk sich selbst zu überlassen. Diese Regierung ist im wahrsten Sinne des Wortes eine Volksregierung. Sie ist aus dem Volke hervorgegangen und wird immer die Vollstreckerin des Volkswillens sein. Ich verwahre mich auf das leidenschaftlichste dagegen, daß diese Regierung der Ausdruck irgendeines reaktionären Wollens sei, daß wir Reaktionäre wären. Wir könnten, denn wir haben ja die Macht dazu, die Gesindeordnung oder das Dreiklassenwahlrecht wieder einführen. Aber wir denken gar nicht daran. Wir wollen vielmehr dem Volke geben, was dem Volke gebührt, allerdings in einer anderen Form, als es im demokratischen Parlamentarismus geschah.

In dem neueingerichteten Ministerium für Volksaufklärung und Propaganda sehe ich die Verbindung zwischen Regierung und Volk, den lebendigen Kontakt zwischen der nationalen Regierung als der Ausdrucksform des Volkswillens und dem Volke selbst. Wie wir in den vergangenen Wochen erlebt haben, daß sich in steigendem Maße eine politische Gleichschaltung zwischen der Reichspolitik und der Länderpolitik vollzogen hat, so sehe ich die erste Aufgabe des neuen Ministeriums darin, nunmehr eine Gleichschaltung zwischen der Regierung und dem ganzen

Volke herzustellen. Ich glaube nicht, daß wir unser Ziel mit einer 52prozentigen parlamentarischen Mehrheit erreicht haben würden. Eine Regierung, die so große, einschneidende Maßnahmen treffen muß wie die unsrige, könnte auf die Dauer im Volke nicht die Rückendeckung finden, deren sie für diese einschneidenden Maßnahmen bedarf, wenn sie sich damit zufriedengeben wollte. Sie muß vielmehr alle propagandistischen Vorbereitungen treffen, um das ganze Volk auf ihre Seite zu ziehen. Wenn diese Regierung entschlossen ist, niemals zu weichen, niemals, nimmer und unter keinen Umständen, dann braucht sie sich nicht der toten Macht der Bajonette zu bedienen, dann wird sie auf die Dauer nicht damit zufrieden sein können, 52 Prozent hinter sich zu wissen, um damit die übrigbleibenden 48 Prozent zu terrorisieren, sondern sie wird ihre nächste Aufgabe darin sehen, die übrigbleibenden 48 Prozent für sich zu gewinnen.

Das geht nicht allein durch sachliche Arbeit. Die sachliche Arbeit der Regierung muß vielmehr dem Volke auch klargemacht werden.

Wir haben ein Ministerium für Volksaufklärung und für Propaganda begründet. Diese beiden Titel drücken nicht dasselbe aus. Volksaufklärung ist im Wesen etwas Passives, Propaganda dagegen etwas Aktives. Wir können uns nicht damit begnügen, dem Volke nur zu sagen, was wir wollen und Aufklärung darüber zu geben, wie wir es machen. Wir müssen dieser Aufklärung vielmehr eine aktive Regierungspropaganda zur Seite stellen, eine Propaganda, die darauf hinzielt, Menschen zu gewinnen. Es genügt nicht, die Menschen mit unserem Regiment mehr oder weniger auszusöhnen, sie zu bewegen, uns neutral gegenüberzustehen, sondern wir wollen die Menschen solange bearbeiten, bis sie uns verfallen sind, *bis sie auch*

ideenmäßig einsehen, daß das, was sich heute in Deutschland abspielt, nicht nur hingenommen werden muß, sondern auch hingenommen werden kann.

Die nationalsozialistische Bewegung hat auf diesem Gebiete schon gewaltige Vorarbeiten geleistet.

Wenn wir in der 14jährigen Arbeit, die hinter uns liegt, und gerade auch in den letzten Wochen beispiellose Erfolge errungen haben, so ist das zum großen Teil der Tatsache zuzuschreiben, daß wir als junge revolutionäre Bewegung alle Arten der modernen Massenbeeinflussung virtuos beherrschten, daß wir nicht Propaganda vom grünen Tisch aus betrieben, sondern als wirkliche Volksführer aus dem Volke hervorgegangen sind und in keiner Zeit jemals den inneren Kontakt mit dem Volke verloren haben. Ich sehe einen der wichtigsten Vorteile der neuen Regierungspropaganda darin, daß die Aktivität derjenigen Männer, die bisher die nationalsozialistische Propaganda als Hauptverantwortliche betrieben haben, nunmehr für den neuen Staat fruchtbar gemacht werden kann.

Propaganda — ein vielgeschmähtes und ein oft mißverstandenes Wort. Der Laie stellt sich darunter etwas Minderwertiges oder gar Verächtliches vor. Das Wort „Propaganda" hat immer einen bitteren Beigeschmack. Wenn man aber die Propaganda auf ihre geheimsten Ursachen hin untersucht, dann wird man zu anderen Ergebnissen kommen. Der Propagandist muß der beste Seelenkenner sein. Ich kann keinen Menschen von der Notwendigkeit einer Sache überzeugen, wenn ich nicht die Seele dieses Menschen erkannt habe, wenn ich es nicht verstehe, auf der Harfe seiner Seele die Saite anzuschlagen, die zum Klingen gebracht werden muß. Es ist nicht wahr, daß die Propaganda nur ein rohes Klischee

darstellt, es ist nicht wahr, daß der Propagandist nichts anderes täte, als komplizierte Gedankengänge in roher Form, in ungekochtem Zustande der Masse zu verabreichen. Der Propagandist muß nicht nur die Seele des Volkes allgemein kennen, sondern muß auch die geheimen Schwingungen der Volksseele nach dieser oder jener Seite hin verstehen. Der Propagandist wendet sich nicht nur an das Volk in seiner Gesamtheit, sondern auch an seine einzelnen Teile, er spricht zum Arbeiter, zum Bauern, zum Bürger, zum Süddeutschen und zum Norddeutschen, er muß zu den verschiedenen Berufsständen und zu den verschiedenen Konfessionen reden können. Der Propagandist muß immer in der Lage sein, die Sprache des Menschen zu sprechen, die er versteht. Diese Fähigkeiten sind die wesentlichsten Voraussetzungen für den Erfolg.

Man hat dem Nationalsozialismus gerade in den vergangenen Jahren sehr viel Unrecht getan, indem man das, was sich in ihm als Propaganda geäußert hat, als einzige Ausdrucksform dieser revolutionären Bewegung angesehen hat. Das ist falsch. Vor allem sind mir persönlich in dieser Hinsicht von der Presse viele Vorwürfe gemacht worden.

Über die Methoden einer Propaganda kann nicht irgendein Ästhet urteilen. Ein bindendes Urteil kann nur auf der Grundlage des Erfolges abgegeben werden. Denn Propaganda ist nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck. Wenn nun mit diesem Mittel der Zweck erreicht worden ist, dann ist das Mittel gut; ob es in jedem Falle nun scharfen ästhetischen Forderungen entspricht oder nicht, ist dabei gleichgültig. Wenn dieser Zweck aber nicht erreicht worden ist, dann ist dieses Mittel eben schlecht gewesen. Der Zweck unserer Bewegung war, Menschen zu mobilisieren, Menschen zu organisieren und

für die nationalrevolutionäre Idee zu gewinnen. Dieser Zweck — das kann niemand, auch der Böswilligste nicht bestreiten — ist erreicht worden und damit ist das Urteil über unsere propagandistischen Methoden ausgesprochen worden. Das neue Ministerium hat keinen anderen Zweck, als die Nation geschlossen hinter die Idee der nationalen Revolution zu stellen. Wird der Zweck erreicht, dann mag man über meine Methoden den Stab brechen; das wäre vollkommen gleichgültig, denn das Ministerium hat dann mit seinen Arbeiten den Zweck erreicht. Wird aber der Zweck nicht erreicht, dann könnte ich zwar beweisen, daß meine Propagandamethoden allen ästhetischen Gesetzen genügen, aber dann hätte ich lieber Theaterregisseur oder Direktor einer Kunst-Akademie werden sollen, aber nicht Minister eines Ministeriums für Volksaufklärung und Propaganda.

Die Gleichschaltung zwischen der revolutionären Regierung und dem Volke wird einer unermüdlichen Arbeit bedürfen. Sie kann nicht in zwei Wochen oder in zwei Monaten oder vielleicht in zwei Jahren vollzogen werden, ich bin aber davon überzeugt, daß sich diese Gleichschaltung im steigenden Maße vollzieht. Die Methoden, die wir anwenden, werden am Ende auch den Reserviertesten und Böswilligsten davon überzeugen müssen, daß unser politischer Kurs der richtige ist.

Die nationale Regierung hat nicht die Absicht, auf den Bajonetten zu sitzen. Wir sehen in der Reichswehr nicht eine innenpolitische Schutztruppe, sondern eine Wehr und Waffe für Deutschlands Grenzen. Den innenpolitischen Kampf führen wir durch die Volksbewegung, die hinter uns steht, und mit der staatlichen Macht, die über uns steht.

Niemand wird bezweifeln können, daß es zwecklos ist, sich gegen diese Regierung in eine gemäßigte oder eine radikale Opposition zu begeben. Diese Regierung geht nicht, sie ist entschlossen zu bleiben, sie wird aber auch ihr Vorhaben, die nötige Resonanz in den Volksmassen zu finden, durchführen.

Im Laufe der Zeit haben sich auf allen Gebieten, namentlich der Technik, revolutionäre Umwälzungen vollzogen. Wir leben heute im Zeitalter des Rundfunks, der großen Massendemonstrationen; Massenaufmärsche von hundert-, zweihundert- oder dreihunderttausend Menschen sind für uns nichts Unerreichbares mehr.

Die wichtigsten Aufgaben dieses Ministeriums müssen folgende sein: zunächst müssen alle propagandistischen Unternehmungen und alle volksaufklärenden Institutionen des Reiches und der Länder zentral in einer Hand vereinigt werden. Es muß ferner unsere Aufgabe sein, diesen propagandistischen Einrichtungen einen modernen Impuls einzuhauchen und sie mit der Jetztzeit in Übereinstimmung zu bringen. Es darf der Technik nicht überlassen bleiben, dem Reich voranzulaufen, sondern das Reich muß mit der Technik gehen. *Das Modernste ist gerade gut genug.* Wir leben nun einmal in dem Zeitalter, wo Massen hinter einer Politik stehen müssen. Die nationalsozialistische Bewegung und die heute von ihr geführte Regierung der nationalen Revolution stehen ausschließlich auf dem Prinzip der Persönlichkeit. Das Prinzip der Masse und das Prinzip der Persönlichkeit brauchen sich hierbei nicht zu widersprechen. Im Gegenteil wird sich die wahre Persönlichkeit niemals der Masse unterordnen, sondern das umgekehrte Verhältnis wird eintreten. *Die modernen Volksführer müssen moderne Volkskönige sein, sie müssen die Masse verstehen, brau-*

chen der Masse aber nicht nach dem Munde zu reden. Sie haben die Pflicht, der Masse zu sagen, was sie wollen und der Masse das so klarzumachen, daß diese es auch versteht. Das Wort vom beschränkten Untertanenverstand muß in Deutschland ein für allemal verschwinden, ebenso auch jenes böse Wort, das einmal von offizieller Stelle vom Reichstag gesagt worden ist: der Youngplan sei für die Masse nicht verständlich, deshalb habe die Masse kein Recht, den Plan kennenzulernen. Es ist Aufgabe der staatlichen Propaganda, komplizierte Gedankengänge so zu vereinfachen, daß letzten Endes auch der kleinste Mann der Straße dieselben versteht. Das Volk ist nicht so unvernünftig, wie gemeinhin angenommen wird. Es wird nur unvernünftig, wenn es irgend etwas nicht versteht, und das mit Recht, weil es erkennen muß, daß es die Lasten zu tragen hat, daß ihm aber niemand sagt, warum das so ist.

Hier wird unsere Arbeit einzusetzen haben. Wir haben einen Zustand übernommen, der grauenerregend ist. Auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens besteht ein vollkommener Verfall. Diesen Zustand ins rechte Lot zu bringen, ist eine furchtbar schwere und verantwortungsvolle Aufgabe. Es wird bei der Sanierung dieses Zustandes nicht möglich sein, vor unpopulären Maßnahmen zurückzuschrecken. Die Einschnitte müssen, so schmerzhaft sie auch sein mögen, vorgenommen werden. Die Regierung der nationalen Revolution hat nicht die Absicht, das Volk über gewisse Zustände zu belügen, sondern sie wird dem Volke ein klares und ungeschminktes Bild der Lage geben. Da setzt unsere Arbeit ein. Wir müssen dem Volke klarmachen, warum die Lage so ist, wie sie ist, und warum wir die Maßnahmen treffen müssen, um die Lage zu ändern.

In dieser Beziehung nun werden wir alle Möglichkeiten und Methoden der Massenbeeinflussung für uns in Anspruch nehmen. Das neue Ministerium soll, im großen gesehen, fünf Abteilungen umfassen, nämlich die Abteilung des Rundfunks, die Abteilung der Presse, die Abteilung der aktiven Propaganda, die Abteilung des Films und die Abteilung Theater und Volkserziehung. Ich habe Ihnen nun im einzelnen die Abteilungen näher zu erläutern.

Sie brauchen keine Angst zu haben, wir haben nicht die Absicht, den Rundfunk langweilig zu gestalten, oder ihm sein modernes Tempo zu nehmen. Wir wollen dem Rundfunk im Gegenteil ein modernes Tempo geben. Ich bin der Ansicht, daß Gesinnung nicht langweilig zu sein braucht. Man muß nur die Kunst verstehen, Gesinnung richtig darzubringen. Wer wirklich unvoreingenommen ist, der wird zugeben müssen, daß die Rundfunkpropaganda, die die Männer der nationalen Revolution in den Wochen vom 30. Januar bis heute betrieben haben, vorbildlich gewesen ist. Die von den Allesbesserwissern vorausgesagten Folgen, daß die Hörer den Lautsprecher abstellen würden, sind nicht eingetreten. Im Gegenteil sind Millionen neuer Hörer dazugekommen, und zwar weil die Regierung die Rundfunkpropaganda nicht im luftleeren Raum machte, nicht aus dem Rundfunkhaus heraus betrieb, sondern aus dem atmosphärisch gefüllten Raum der Massenversammlungen. Auf diese Weise ist jeder Hörer unmittelbarer Teilnehmer an diesen Ereignissen geworden. Ich stelle mir einen modernen, aktuellen Rundfunk vor, einen Rundfunk, der wirklich dem Zeitgeist Rechnung trägt, aus dem wir jeden Muff und jede Muckerei vertreiben werden, aber einen Rundfunk, der sich auch seiner großen nationalen Verantwortlichkeit

bewußt ist. Ich stelle mir einen Rundfunk vor, der wirklich jeden einzelnen Hörer an den großen Geschehnissen der Nation teilnehmen läßt. Ich halte es für unmöglich, daß ein nationales Ereignis, wie beispielsweise die Eröffnung des neuen Reichstags oder der Dankgottesdienst in den Potsdamer Kirchen oder die Parade eines Potsdamer Regiments vor dem Herrn Reichspräsidenten sich nur vor 10- oder 15 000 Menschen abspielt. Das ist ganz unmodern. Eine Regierung, die das zuläßt, braucht sich nicht zu wundern, wenn über die 15 000 Menschen hinaus an einem solchen nationalen Ereignis niemand mehr Interesse hat. Im Gegenteil halte ich es für notwendig, daß die ganze Nation — denn dazu haben wir heute die technischen Hilfsmittel — an solchen Vorgängen unmittelbar Anteil nimmt und mithört. Wenn das Fernsehen einmal erfunden sein wird, dann soll auch die ganze Nation mitschauen können, wie sich diese Ereignisse abspielen. Wir haben nichts zu scheuen. Wenn im alten Reichstag verboten war, Reichstagssitzungen durch Rundfunk zu übertragen, so war das Sache der anderen. Wir sehen für uns keine Gefahr. Wir werden dafür sorgen, daß diese Tagungen des Reichstags der Ehre und der Würde des deutschen Volkes entsprechend verlaufen. Wir werden dafür sorgen, daß das Volk alles versteht, was die Regierung und die hinter ihr stehenden Parteien tun, daß das Volk auch weiß, warum wir so handeln. *Der Rundfunk soll dem Volke nicht nur die Möglichkeit bieten, an den großen Zeitereignissen unmittelbaren Anteil zu nehmen, sondern er soll zur gleichen Zeit auch der Pflege deutscher Kunst, deutscher Wissenschaft und deutscher Musik dienen.*

Dann komme ich zur Presse. Ich mache kein Hehl daraus: Ich sehe im Verbot von Zeitungen keinen normalen und auch keinen idealen Zustand, obschon ich unter uns allen am ehesten das Recht hätte, gewisse Teile der Presse zu verbieten. Wenn sich heute die gegnerischen Zeitungen darüber beklagen, daß ihre Blätter verboten worden sind, so können sie mich durchaus als Leidensgenosse ansprechen. Es ist, glaube ich, kein Vertreter irgendeiner Zeitung da, der behaupten könnte, daß seine Zeitung schon wie die meine, 15mal verboten worden ist. Trotzdem erblicke ich in Verboten keinen Normal- und keinen Idealzustand. Im Gegenteil bin ich der Meinung, daß die Presse der Regierung helfen muß. Die Presse darf die Regierung auch kritisieren, darf es aber nicht tun, um das Volk der Regierung aus der Hand zu schwindeln. Gegen solche Versuche wird die Regierung mit allen Mitteln vorgehen.

Wie ich schon betont habe, soll die Presse nicht nur informieren, sondern muß auch instruieren. Ich wende mich dabei vor allem an die ausgesprochen nationale Presse. Sie werden auch einen Idealzustand darin sehen, daß die Presse in der Hand der Regierung ein ungeheuer wichtiges und bedeutsames Massenbeeinflussungsinstrument ist, dessen sie sich in ihrer verantwortlichen Arbeit bedienen kann. Es ist möglich daß Regierung und Presse vertrauensvoll miteinander und ineinander arbeiten können. Das zu erreichen, betrachte ich als eine meiner Hauptaufgaben. Ich kenne die Bedeutung der Presse, ich weiß es, was es für eine Regierung heißt, eine gute Presse oder eine schlechte Presse zu haben. Ich betrachte mich deshalb auch gewissermaßen als den obersten Verbindungsmann zwischen Regierung und Presse. Ich werde es mir an-

gelegen sein lassen, die Verbindung niemals abreißen zu lassen. Dann aber, meine Herren, muß ich Sie auch um Ihre Unterstützung bitten. Wenn Sie an der Regierung etwas auszusetzen haben, dann darf das nur in einer Form und einem Ton geschehen, daß der Feind dieser Regierung im In- und Auslande damit nicht die Möglichkeit erhält, sie zu zitieren und damit etwas zu sagen, was er sonst nicht sagen darf, ohne ein Verbot zu riskieren. Gerade in den vergangenen Wochen habe ich des öfteren bemerkt, daß Blätter, die hinter der Regierung stehen, an ihr in einer Form Kritik geübt haben, die den Feinden eine willkommene Gelegenheit gab, diese Artikel zu zitieren. Das darf nicht sein. Sie dürfen die Regierung selbstverständlich kritisieren, aber sie dürfen dabei auch nicht den Vorteil der Regierung aus dem Auge lassen und müssen dafür sorgen, daß das Eine gegen das Andere gerecht abgewogen wird. Sie müssen nicht nur dafür sorgen, daß die Maßnahmen der Regierung dem Volke mitgeteilt werden, denn dazu hat die Regierung tausend andere Mittel, sondern müssen es als ihre Aufgabe betrachten, die Maßnahmen der Regierung im Volke verständlich zu machen. Deshalb sehe ich auch in der Aufgabe der täglich hier stattfindenden Pressekonferenz etwas anderes, als was bisher hier betrieben worden ist. Selbstverständlich sollen sie hier Informationen bekommen, aber auch Instruktionen. Sie sollen nicht nur wissen, was geschieht, sondern sollen auch wissen, wie die Regierung darüber denkt und wie sie das am zweckmäßigsten dem Volke klarmachen können. *Wir wollen eine Presse haben, die mit der Regierung zusammenarbeitet, wie auch die Regierung mit der Presse zusammenarbeiten will.*

Daraus ergibt sich nun zwangsläufig das dritte Arbeitsgebiet, die aktive Propaganda. Ich bin der Meinung, daß die Propaganda, wie sie von den vergangenen Regierungen betrieben worden ist, manchmal mehr geschadet als genutzt hat. Jedenfalls kann ich aus der Zeit der Opposition sagen, daß wir uns immer freuten, wenn ein neues Flugblatt von der Reichszentrale für Heimatdienst herauskam. Diese Flugblätter haben uns kolossal viel genützt. Eine Regierung, die Propaganda betreiben will, muß auch die fähigsten Köpfe der öffentlichen Massenbeeinflussung um sich versammeln und muß die modernsten Mittel in Anspruch nehmen, um diese Massenbeeinflussung zu betreiben.

Das Wesen der Propaganda ist die Einfachheit, durch Abstoßen aller Arabesken, jedes Beiwerks die Gedanken in ihrer Primitivität dem Volke klarzumachen, dann aber auch, diese Gedanken mit einer solchen Wucht und Durchschlagskraft in die Öffentlichkeit zu tragen, daß am Ende auch der letzte Mann auf der Straße weiß, worum es geht. Es ist nicht die Aufgabe der Propaganda, möglichst viel zu sagen, sondern ihre Kunst besteht darin, verworrene, komplizierte, zusammengesetzte Gedankengänge in einer einzigen schneidigen Parole zusammenzufassen und diese dann ins ganze Volk hineinzutragen. Ich muß wieder als Beweis einen Vorgang aus unserer eigenen propagandistischen Vergangenheit anführen, nämlich den „Tag der erwachenden Nation" am 4. März. Es wird niemand, ob Freund oder Feind, bezweifeln können, daß dieser Tag die größte propagandistische Leistung war, die in Deutschland seit Menschengedenken vollbracht wurde. Diese Leistung war aber auch nur dadurch zu erreichen, daß wir uns eine ganze Woche lang jeder anderen Arbeit enthielten und das Auge des Volkes wie hypnotisch gebannt auf dieses eine Ereignis richteten. Dann allerdings haben wir auch den ganz

großen Erfolg zu verzeichnen gehabt. Wesen der Propaganda ist Einfachheit, Wucht und Konzentration.

Wenn ich über das Gebiet Theater und Film spreche, so betone ich dabei ausdrücklich, daß diese Fragen, soweit sie von den Länderressorts bearbeitet werden, unangetastet bleiben und daß das neue Ministerium diese Gebiete nur insoweit zu behandeln haben wird, als es sich dabei um Reichsinteressen handelt. Auch in dieser Beziehung bin ich der Meinung, daß man nicht der Entwicklung der Zeit nachlaufen soll, sondern daß man der Entwicklung der Zeit vorangehen muß. So halte ich es beispielsweise auf die Dauer für unerträglich, daß in einer Zeit größter revolutionärer Umwälzungen, in einer Zeit, in der wir Tag für Tag Geschichte erleben, unsere Theater und ein großer Teil unserer Filmindustrie nicht die Möglichkeit hat, diese umwälzenden Ereignisse auch künstlerisch zu erfassen. Sprechen sie heute mit einem Filmproduzenten. Es ist ein Schrei nach dem Stoff, aber draußen auf der Straße spielen sich tagtäglich die Filme der Wirklichkeit und die künstlerischen Dramen der Politik ab. Wenn wir in einer Zeit leben würden, die mit tödlicher Langeweile belastet wäre, so wäre der Schrei nach dem Stoff, nach den Dramen, nach den Vorgängen verständlich. Auch hier wird das neue Ministerium bahnbrechend sein.

Auf dem fünften Gebiet, der Volkserziehung, müssen wir versuchen, jenen einheitlichen, nationalen Geist in das Volk hineinzutragen, der sozusagen das Fundament der neuen nationalen Regierung ist, damit jeder versteht, was wir wollen, damit das ganze Volk anfängt, einheitlich zu reagieren und damit sich jeder dieser Regierung mit seiner ganzen Sympathie zur Verfügung stellt.

Wir werden das Volk allmählich ganz für uns gewinnen. Wir wollen das aber nicht auf dem Wege des Zeitungsverbots, sondern auf dem Wege der allmählichen Beeinflussung des Volkes, *indem wir die öffentliche Meinung bilden und formen.*

Die nationale Revolution, die wir in den vergangenen Wochen erlebt und mitgestaltet haben, hat sich in einer Disziplin und mit einer inneren Geschlossenheit vollzogen, wie niemals vordem irgendeine Revolution. Wenn die Herren heute dieses oder jenes von dem, was dabei passiert ist, verurteilen und glauben, sich darüber beklagen zu müssen, so kann ich darauf nur erwidern: „Seien Sie dankbar, daß es dabei geblieben ist." Vergessen Sie niemals, daß die Männer, die heute die neue Regierung und den neuen Staat tragen, vor einem Jahre noch nackt auf der Straße marschierten, weil man ihnen die braunen Hemden ausgezogen hatte! Vergessen Sie niemals, daß die Männer, die heute die amtliche Befugnis hätten, Zeitungen zu verbieten, vor einem Jahr manchmal vor dem wirtschaftlichen Bankrott standen, weil ihnen ungerechtfertigterweise ihre Zeitungen verboten wurden. Wenn Sie gerecht sind und das Eine gegen das Andere abwägen, dann müssen Sie zu dem Ergebnis kommen, daß uns alles andere beseelt, als eine kleinliche Rachsucht, daß wir nicht daran denken, unser Mütchen an einem Wehrlosen abzukühlen, daß wir aber die Pflicht und die Aufgabe haben, dafür zu sorgen, daß das Volk nicht verhetzt, sondern über den wirklichen Stand der Dinge hinreichend orientiert wird.

Sie, meine Herren, haben also die Aufgabe, sich mit diesen Dingen abzufinden und sich so oder so zu entscheiden. Sie können überzeugt sein, daß eine Regierung, die in den letzten vierzehn Tagen in Deutschland das

Problem der Reichsreform gelöst hat, schließlich nicht vor der Presse kapitulieren wird, sondern nötigenfalls Mittel und Wege findet, um mit der Presse fertig zu werden. Aber wir wünschen nicht den Zustand des täglichen Krieges, den Zustand der sich immer wiederholenden Verbote, wir wünschen vielmehr, daß Regierung und Presse vertrauensvoll Hand in Hand arbeiten können. Sie brauchen auch kein Wort der Tendenz zu scheuen. In der Welt gibt es nichts ohne Tendenz. Was ohne Tendenz ist, ist geschlechtslos und damit wertlos. Alles hat eine Tendenz, sei sie offen oder versteckt. Ich bin schon der Meinung, es ist besser, wenn wir uns zu einer offenen als zu einer versteckten Tendenz bekennen. Es gibt auch keine absolute Objektivität. Jeder, der als Zeitgenosse in dieser Zeit lebt und Mitbildner dieser Zeit ist, trägt eine ungeheuer schwere Verantwortung insofern, als er sich nicht nur seine eigene Meinung bildet, sondern ein Aufsatz von ihm in der Presse manchmal Hunderten und Tausenden die Meinung gibt.

Wenn Sie mit uns vertrauensvoll zusammenarbeiten wollen, dann verspreche ich Ihnen, daß die Regierung auch mit Ihnen vertrauensvoll zusammenarbeiten wird. Dann verspreche ich Ihnen auch, daß ich das Recht der Presse überall und immer vertreten werde, aber auch nur unter der Bedingung, daß die Presse nicht nur das Recht der Regierung, sondern auch das Recht des deutschen Volkes vertritt. Wenn Sie das tun, werden wir auch das unsere tun. Sie mögen gerecht gegen jedermann sein, auch der Regierung gegenüber, wenn sie Fehler macht. Sie dürfen sie kritisieren, aber ich schließe mit einem Wort, das schon Klopstock vor über 120 Jahren dem deutschen Volke zugerufen hat und womit er schon damals an einem Übel der deutschen Nation gerührt hat:

Sei nicht allzu gerecht, sie denken nicht edel genug, um zu sehen, wie schön dein Fehler ist!

Erobert die Seele der Nation.

Rede über „Die Aufgaben des deutschen Theaters" im Hotel Kaiserhof zu Berlin am 8. Mai 1933.

Meine Damen und Herren!

Ich weiß, daß ich am heutigen Abend zu einem vorwiegend unpolitischen Kreise spreche. Darum ist es nötig, im Anfang eine Reihe von Begriffen zu klären. Denn es hat keinen Zweck, sich über Ziele und Aufgaben der deutschen Kunst und des Theaters auseinanderzusetzen, bevor nicht jene Grundbegriffe, die man zur Anwendung bringen will, übereinstimmend gesehen werden. Das auch war der Fehler aller politischen Diskussionen in den vergangenen 14 Jahren, daß wir um Probleme stritten, ohne die hierzu gehörigen Begriffe zu klären und daß deshalb Menschen und Parteien aneinander vorbeiredeten. Wir haben in diesen 14 Jahren nicht ein einziges Mal den ernsthaften Versuch unternommen, das Wesentliche dieser Zeit herauszuschälen und waren deshalb in Gefahr, uns in Nebensächlichkeiten, Teilerscheinungen und Nüancen auseinander zu reden. Es war so in der Politik, in der Wirtschaft, im ganzen öffentlichen Leben und insbesondere auch in der deutschen Kultur, daß Menschen miteinander debattierten über das, was an der Oberfläche sichtbar war, ohne jene Dinge zu erkennen, die zugrunde lagen, geschweige denn, sie beim Namen zu benennen. Das ist der eigentliche Grund, weshalb die öffentliche Diskussion in der Vergangenheit in Deutschland so verflachte, warum sich das öffentliche Leben von der Amtlichkeit zur Opposition hin

bewegte, denn unsere Opposition hatte den Mut, die Dinge beim Kragen zu packen, beim Namen zu nennen und das Grundprinzip herauszuschälen.

Wenn man eine Sache nicht prinzipiell einfach und primitiv zu klären vermag, dann hat sie einen Haken. Daß eine Sache, die vom Volke nicht verstanden wird, auch niemals das Volk erobert, das ist immer so gewesen, in politischen Dingen, in der Wirtschaft und ebenso auch in der Kunst. Blasse Theorien standen in Deutschland zur Diskussion, unterdes das lebendige Leben unaufhaltsam seine Wege ging. Und während sich die Gelehrten, Künstler und sogenannten Fachmänner noch die Köpfe einrannten, hat das Volk schon längst einen neuen und anderen Zustand herbeigeführt. Um so notwendiger ist, gerade jetzt die Geistiginteressierten und die Künstler über jene Begriffe aufzuklären, die das Wesen der großen geistigen und politischen Umwälzung ausmachen, die sich heute in Deutschland vollzieht. Diese Umwälzung ist selbstverständlich nicht nur eine politische; zwar ist sie heute nur politisch sichtbar, aber politische Umwälzungen machen nirgends halt. Sie greifen über auf die Gebiete der Wirtschaft und der Kultur, auf das öffentliche Leben in seiner Gesamtheit. Und derjenige, der nicht versucht, sich mit den Grundbegriffen, die in einer solchen Umwälzung richtunggebend sind, irgendwie auseinanderzusetzen, positiv oder negativ, erleidet das furchtbarste Schicksal, das ein Mensch des öffentlichen Lebens überhaupt erleiden kann: er wird von der Zeit ausgeschaltet und hält nicht mehr Schritt mit ihr — eine um so größere Gefahr, je mehr das Gebiet, in dem dieser Prozeß abläuft, zum öffentlichen Leben gehört.

Die politische Umwälzung, die sichtbar für den Laien am 30. Januar begonnen hat, doch unsichtbar bereits die voraufgegangenen 14 Jahre bestimmte, wird gemeinhin

als eine Revolution bezeichnet. Schon das ist verdächtig, weil man hierunter im allgemeinen etwas Rebellisches versteht, etwas, das gegen die Legalität anrennt. Es ist darum notwendig, den Begriff des Revolutionären an sich zu klären. Eine Revolution begrenzt sich nicht auf die Bezirke der Politik, sondern erobert nach und nach alle Gebiete des öffentlichen Lebens, wenn sie eine wirkliche und echte Revolution ist. Sinn und Zweck eines revolutionären Umsturzes wird nie entschieden von den Mitteln, die in seinem Ablauf zur Anwendung gelangen, sondern immer nur vom Ziel, das erreicht wird. Ich kann auf Barrikaden stehen und dabei dennoch ein Verfechter der schwärzesten, dunkelsten Reaktion bleiben. Ich kann mich aber auch der striktesten Legalität bedienen, um mit ihr zu revolutionären Zielen vorzustoßen. Wesentlich ist Ziel, Sinn und Inhalt einer revolutionären Entwicklung.

Wenn auch die Männer des 30. Januar sich des Mittels der Legalität bedienten, so bleibt es doch eine revolutionäre Legalität, die durch sie zur Anwendung gelangte. Umgekehrt kann man sagen, daß es eine legale Revolution sei und die Ziele dieselben sind, als wenn sich die Machtübernahme auf dem Wege der Brachialgewalt vollzogen hätte. Es soll niemand glauben, daß die bewunderungswürdige Disziplin, in der sich dieser historische Akt vollzog, irgend etwas nur am Ziele ändere, daß sie irgendeinen verschonen werde, ein Individuum oder eine Sache. Diese Revolution wird bis zum letzten Ende durchgeführt. Sie macht nirgends halt, sie erobert alle Gebiete des öffentlichen Lebens, um sie selbst sich anzugleichen. Der Laie sieht nur, was sich am 30. Januar vollzog, doch wer in und mit der Zeit lebte oder wer das große Glück besaß, diese Zeit selbst zu formen und zu gestalten, der hatte in sich

selbst schon jenen revolutionären Akt vollzogen, der am 30. Januar dem Laien sichtbar wurde.

Die Bewegung, der ich angehöre, ist vom ersten Tage ihres Bestehens an eine revolutionäre Kampftruppe gewesen. Sie ist heute noch, was sie war, und sie bleibt, was sie ist. So human, legal und diszipliniert auch die Mittel sind, die diese Bewegung zur Anwendung bringt, um ihre Ziele zu erreichen, so groß, so verwegen und kühn sind die Ziele selbst, zu denen sie vorstößt. Das Wesen dieser revolutionären Bewegung ist das bestimmende Moment, durch das auch die deutsche Kunst dereinst bestimmt werden wird. Man kann diese Revolution nicht erfassen, wenn man nur und allein ihre Ausdrucksmittel sieht und glaubt, sie begrenze sich in Hurrageschrei und nationalem Pathos. Das sind nur einige der vielen Ausdrucksformen, deren sich die nationalsozialistische Revolution bedient. Zu ihrem Wesen aber stoße ich erst vor, wenn ich ihre Wurzeln freilege. An ihrem Anfang stand eine Idee, und die schloß in sich die Kampfanlage gegen das gesamte öffentliche Leben, von dem sie umgeben war.

Das Christentum war auch eine Revolution, und sein Wesen stellte sich dar in dem Satz: Liebe deinen Nächsten wie dich selbst! Die Theologie kam erst später, um die Ausdrucksformen dieses Satzes zu erläutern. Dieser eine Satz aber wurde vom Christentum nicht auf das Religiöse beschränkt, er wurde richtunggebend und bestimmend für alle Dinge des öffentlichen und privaten Lebens. Dieser eine Satz hat die ganze antike Welt zu Fall gebracht. Für die Französische Revolution genügen zur Darstellung ihres geistigen Inhalts die drei Parolen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit. Darin hat die ganze Demokratie ihren Ursprung. Und sie auch sind der Inhalt der Verfassung von Weimar. Ist eine Idee die antithetische Kampf-

ansage gegen das Zeitalter, umfaßt sie in sich alle Energien, die es zum Sturz bringen können, und hat sie obendrein die Kraft, auf dem gestürzten Zeitalter ein neues aufzubauen, dann ist die Idee in wahrem Sinne revolutionär, gleichgültig, wie sie durchgesetzt wird.

Wesentlich bei der Erkenntnis der revolutionären Entwicklung, die sich augenblicklich in Deutschland vollzieht, ist, daß sie eine neue Beziehung bringt, den Menschen ein neues Verhältnis zu den Dingen gibt und daß der Satz, der der Motor ihrer Entwicklung ist, überall den Willen bestimmt, in Wirtschaft, Politik und Kunst. Das macht auch vor dem Privatleben nicht halt. Gesetze einer Revolution sind unaufhaltsam. Sie wirken sich aus, bis sie den Zustand, dem sie Kampf ansagten, beseitigen und auf seinen Trümmern einen neuen errichten. Genau so ist es beim Faschismus und Bolschewismus. Ein solcher Satz, der den Inhalt einer revolutionären Entwicklung verkörpert, setzt wie eine Brandfackel alle umliegenden Bezirke in Brand. Er erfüllt die Menschen, und diese bemühen sich dann, von sich aus jene neue Verhältnissetzung zu vollziehen. Der Vollzug der Parole, unter der eine Revolution abläuft in der Verhältnisgebung zu Dingen und Menschen, das ist der Prozeß, den wir die Bildung einer Weltanschauung nennen. Theologie und Wissenschaft, sie stehen am Ende dieser Entwicklung. Sie haben nur die von der Revolution gegebenen Gesetze und den souveränen Rechtszustand, den sie herbeiführt, abzulesen und zu kommentieren. So ist auch der neue Blickwinkel, unter dem sich die nationalsozialistische Revolution vollzogen hat, in einem Wort, einer Parole darzulegen, die die Kampfansage bildet gegen das überwundene System. Das System, das vor dem revolutionären Aufmarsch dieser Bewegung zusammenbrach, beruhte auf dem Gedankenteiler

des Individuums. Unter ihm sah man alles. Denn der Einzelmensch entschied. Die Wirtschaft hatte nicht den Zweck, daß sie dem Volke diente, sondern daß der einzelne an ihr gewann. Auch der Parlamentarismus war die politische Ausgeburt dieses schrankenlosen Individualismus, der ebenso das künstlerische Schaffen der vergangenen Jahrzehnte ausschließlich bestimmt. Die Kunst sah nicht mehr das Volk, nicht mehr die Gemeinschaft und empfand deshalb zu ihr auch keine innerliche Bindung. Sie lebte neben der Zeit und hinter dem Volk ihr eigenes Dasein und isolierte sich dadurch mehr und mehr von Zeit und Volk. Sie konnte deshalb auch nicht das seelische Erleben dieser Zeit, nicht mehr die Probleme zeigen, die sie ausfüllte, und wundert sich dann, wenn das Leben weiterging und von ihrer literarischen Experimentiersucht keine Notiz nahm. Dann klagte man, daß das Volk keine Beziehung zur Kunst mehr habe. Dieselben Leute sagten das, die die Beziehung der Kunst zum Volke abgebrochen hatten.

In dem Augenblick, wo an Stelle des Einzelmenschen wieder die Gemeinschaft Zentrum der Dinge und der öffentlichen Betätigung geworden ist, war für die Kunst die Notwendigkeit gegeben, für sich auch diese Verhältnissetzung zu vollziehen, wenn sie nicht Gefahr laufen wollte, von der Zeit überlaufen und überflutet zu werden. Das ist der Sinn der großen historischen, machtpolitischen Auseinandersetzungen, die sich auf den Straßen der Großstädte abspielten. Jeder SA.-Mann, der in dieser Auseinandersetzung fiel, ist bewußt ein Soldat dieser Revolution gewesen, er hat sie getragen und hat aus seiner inneren Verbundenheit zum Volk und zur Zeit heraus mehr Fingerspitzengefühl und mehr Instinkt bewiesen als manches Gelehrtenhaupt, das in den Tagen, da sich im Volke selbst das größte nationale Drama aller Zeiten vollzog, glaubte,

es könne hiervon unberührt bleiben und alles dies ginge ihn nichts an. In dieser Auseinandersetzung vollzog sich ein Prozeß, den wir mit tiefer Wehmut als historisches Mysterium bezeichnen und dessen Tragweite wir uns selbst im Werden nicht bewußt geworden sind. Man hat verschiedentlich in der Vergangenheit versucht, eine neue Gesetzlichkeit zu bestimmen. Alle diese Bemühungen sind mißlungen. Sie mußten es auch. Unterdes aber ist die revolutionäre Entwicklung aus dem Boden herausgestiegen, hat ihre Nahrung gesogen aus Wurzeln, die tief im Erdreich wuchsen und so, wie sich um die Idee Menschen formierten, zuerst kleine, phantastische Sekten, die noch unsagbar und manchmal nicht geklärt dies neue Stilempfinden in sich trugen, so wuchsen diese Gruppen in sich selbst wieder zu jener schöpferischen Kraft, die die Gesetzlichkeit der Revolution bestimmte. Im Augenblick, da die revolutionären Truppen in den Staat hineinmarschierten, brauchten sie nichts anderes zu tun, als die in ihnen wohnende Gesetzlichkeit auf die Dinge des öffentlichen Lebens zu übertragen. Das Gesetz der Revolution wurde damit zum Staatsprinzip. Mancher wundert sich darüber, wie wir heute unsere Gesetze aus dem Rockärmel schütteln. Das ist ganz natürlich, denn diese Gesetze leben in uns. Sie sind für uns Trivialitäten, Selbstverständlichkeiten, für den Laien mag das manchmal paradox erscheinen. Wir haben diese Gesetze selbst erlebt, haben nach ihnen unsere revolutionäre Bewegung aufgebaut. Und heute brauchen wir nur die Prinzipien dieser Bewegung abzulesen und auf den Staat zu übertragen, dann steht der neue Staat fertig da.

Zwischen Idee und Organisation schiebt sich das, was wir Propaganda nennen, um auch diesen Grundbegriff zu klären. Ideen allein erobern niemals die Welt. Nicht

daß Ideen gut sind, gibt ihnen die Kraft, sich durchzusetzen. Viele gute Ideen sind unter der Zeit erdrückt worden, und viele schlechte haben sich durchgesetzt. Ideen werden gut sein müssen und werden, um zur Macht zu kommen, auch die Mittel nötig haben, mit denen man die Macht erobern kann. Macht erobert man mit Macht. Und die lebendigste Macht ist der Mensch selbst. Es muß darum Aufgabe der eigentlichen Träger einer revolutionären Idee sein, Parteigänger zu finden, Menschen, die ihr ganzes Sein dieser Idee hingeben und bereit sind, dafür einzutreten. Diese Beziehungsetzung zwischen dem Schöpfer einer Idee und ihrem Nachfolger zu schaffen, das ist die Aufgabe der Propaganda. Sie kennt viele Mittel. Es kann einer Propaganda betreiben nur durch sein Dasein. Es kann einer Propaganda betreiben durch das Wort, das geschriebene, das gesprochene, durch die Demonstration, durch das Massieren von Menschen, die durch Kleidung zum Ausdruck bringen, daß sie Gefolgsmänner einer bestimmten Idee sind. All das mag verschieden sein. Aber das Wesen jeder Propaganda besteht darin, Menschen für eine Idee zu gewinnen, so innerlich, so lebendig, daß sie am Ende ihr verfallen sind und nicht mehr davon loskommen (Beifall). Deshalb ist es falsch zu glauben, das Gute setze sich durch, weil es gut ist, und ebenso naiv, eine Propaganda ihrer Methoden wegen abzulehnen, denn Propaganda ist kein Selbstzweck, sondern immer nur Mittel zum Zweck. Erreicht sie ihr Ziel, dann ist sie gut, erreicht sie es nicht, dann ist sie schlecht. Wie sie ihr Ziel erreicht, ist Nebensache. Sie mögen die nationalsozialistische Propaganda ablehnen von oben bis unten. Eines aber können Sie nicht bestreiten, daß diese Propaganda erreicht hat, was sie erreichen wollte (Beifall). Propaganda ist nicht ein Problem der Ästhetik, sondern Sache der Erfolgs-

möglichkeit. Ich muß deshalb, wenn ich eine Idee einem Arbeiter klarmachen will, anders sprechen, als wenn ich sie einem Gelehrten nahebringen möchte, muß vor dem Künstler anders reden als zum Tagelöhner. Es soll niemand so naiv sein zu glauben, daß die Art, in der wir zu Arbeitern sprechen, die einzige unserer Sprechmöglichkeiten wäre. Der wahre Propagandist muß eben alle Sprachen verstehen, und zwar so wie der, dem er sich klarmachen will, denkt und sinnt. Ist die Idee nicht allein Theorie, und wird sie getragen von einer Millionenorganisation, dann erobert sie sich den Staat und hat die Möglichkeit, jene Gesetze, die unter Qual und Not und Verfolgung aus ihr selbst erwuchsen, auch automatisch auf den Staat zu übertragen. Das vollzieht sich nun augenblicklich in Deutschland. Wer diese Herauskristallisierung einer neuen Gesetzlichkeit in den vergangenen Jahren miterlebte, empfindet dabei gar nichts Sonderbares. Er wird auch nicht innerlich beunruhigt sein. Er sieht auch keine Krise, kommt und sagt: Sie müssen die Wirtschaft beruhigen, müssen ein freundliches Wort zur Filmindustrie sagen, die Theater haben ihre Ruhe und Sicherheit nötig. Seine Sicherheit braucht nur der, der nicht mit festen Füßen auf dem Boden steht. Hat die Idee unter Zuhilfenahme ihrer Organisation den Staat erobert, bricht sie die Tore zur Macht auf, oder werden ihr diese Tore erschlossen, dann flutet sie unaufhaltsam in das öffentliche Leben hinein und macht vor keinem Menschen, keiner Lehre, keiner Organisation, vor keiner Partei, ja vor keinem Denken und Fühlen halt. Das dauert ein, zwei Jahre, vielleicht auch Jahrzehnte, je nach dem Tempo, unter dem sich diese Revolution vollzieht. Am Ende gehen Idee, Organisation und Staat ineinander auf, bilden eine homogene Dreiheit, außerhalb deren ein organisches Leben

überhaupt nicht mehr möglich ist, denn diese neue Weltanschauung ist dann zum Leben selbst geworden. Was heute paradox erschien, ist morgen Trivialität und die Utopien von gestern werden die Realitäten von übermorgen sein.

Das wesentliche dieser revolutionären Entwicklung ist, daß der Individualismus zerschlagen wird und an die Stelle des Einzelmenschen und seiner Vergottung das Volk tritt. Das Volk steht im Zentrum der Dinge. Die Revolution erobert das Volk und das öffentliche Leben, drückt der Kultur, der Wirtschaft, der Politik und dem privaten Dasein seinen Stempel auf. Es wäre naiv, zu glauben, daß die Kunst hiervon verschont bleiben könne, daß sie neben oder hinter der Zeit ein lebensfernes Dornröschendasein führen kann, daß sie behaupten könnte, Kunst ist überparteilich, Kunst ist international, Kunst hat höhere Aufgaben als die Politik. Wir Künstler sind unpolitisch, und die Politik verdirbt den Charakter. So einfach liegen die Dinge nicht. Politik verdirbt den Charakter, das sagen immer die, die mit ihren schlechten Charakteren die Politik verdorben haben. (Beifall.) Wohl steht dem Künstler das Recht zu, sich unpolitisch zu nennen in einer Zeit, in der Politik nichts anderes verkörpert als schreiende Diadochenkämpfe zwischen Parlamentsparteien. Im Augenblick aber, in dem die Politik ein Volksdrama schreibt, eine Welt zusammenstürzt, alte Werte sinken und neue Werte steigen, in dem Augenblick kann der Künstler nicht erklären, das gehe ihn nichts an. Sehr viel geht es ihn an. Denn versäumt er diese Beziehungsetzung der Kunst zu den neuen Prinzipien, dann darf er sich nicht wundern, wenn das Leben an ihm vorüberrauscht. Was ich von Ihnen, meine Herren, will, ist nichts anderes als diese Beziehung herzustellen, sie in Ihren Blickwinkel zu

bringen, Ihr Auge darauf zu richten, auf Dinge, die in dieser Zeit wesentlich sind, und von ihr alle Nebensächlichkeiten auszuschalten. Man mag der Kunst dienen, wo immer man will. Kunst ist Kunst. Auch ihre Prinzipien sind gleich, ganz unbeschadet des Stoffes, den sie formt. Der Bildhauer, der Maler, der Dichter, der Komponist, im Wesen gehorchen sie denselben Grundgesetzen, unterscheiden sich nur in der Bearbeitung anderen Stoffes. Der Musiker macht aus der Tonleiter eine Melodie, der Bildhauer aus dem Marmorblock eine Gestalt, der Maler formt die Farbe zum Bild, der Dichter das Wort zum Drama. Das Gesetz aber, nach dem sich die Form vollzieht, ist immer das gleiche, und erst dann, wenn man dies Gesetz der Formgebung antastet, tritt man der Kunst als Kunst zu nahe. Wir sind viel zu sehr künstlerisch veranlagt, als daß wir diesen grotesken Versuch unternehmen könnten. (Beifall.)

Wir fühlen uns auch als Politiker sozusagen als künstlerische Menschen. Ich bin sogar der Meinung, daß Politik die höchste Kunst ist, die es gibt, denn der Bildhauer formt nur den Stein, den toten Stein, und der Dichter nur das Wort, das an sich tot ist. Der Staatsmann aber formt die Masse, gibt ihr Gesetz und Gerippe, haucht ihr Form und Leben ein, so daß aus ihr ein Volk entsteht. Ich habe damit das Wesen der Kunst bereits herausgeschält, und zwar so lapidar, daß hierüber eine Diskussion kaum noch möglich erscheint. Kunst ist Formung von Stoff. Der Stoff mag veränderlich sein, die Gesetzlichkeit, in welcher sich die Form vollzieht, ist immer die gleiche, und darin unterscheidet sich der Künstler vom Menschen. Auch der Mensch im allgemeinen empfindet, fühlt manchmal dumpf und im Unterbewußtsein, trägt Empfindungen in sich. Was den Künstler von ihm unterscheidet, das hat

Goethe einmal mit den Worten zum Ausdruck gebracht: Und wenn der Mensch verstummt in seiner Qual, gab mir ein Gott zu sagen, was ich leide. Der Künstler hat die göttliche Gabe, Empfindungen, Ahnungen, Möglichkeiten, Zukünftiges zu formen, zu sagen und zu gestalten, das unterscheidet ihn vom Nichtkünstler. Insofern auch ist der Staatsmann künstlerischer Mensch, als er der Masse, die ohne ihn nur rohe Masse bliebe, Gestalt, Form und Organisation, das Tempo und den Rhythmus gibt, um sie dann in den Dienst seiner historischen Ideen zu stellen. Wenn ich damit sage, daß die Kunst eine Tendenz hat, soll mich niemand so naiv nennen, daß ich wünschte, die neue Kunst müsse nun Parademärsche darstellen, und kein Drama könne Geltung finden, bei dem nicht SA.-Männer Mitspieler sind. Im Gegenteil bin ich der Meinung, SA.-Männer müssen auf der Straße marschieren, und wenn ich sage, Kunst hat Tendenz, dann soll das heißen: auch die Kunst muß diese Beziehung herstellen. Sie hatte ja auch in der Vergangenheit eine Tendenz, nämlich eine Beziehung zum Individualismus. So wird sie auch jetzt eine Tendenz haben müssen, eine Beziehung zum Volk als dem Zentrum des öffentlichen Wirkens, Denkens und Handelns. Im November 1918 ist das, was sich damals deutsche Kunst nannte, zum größten Teil mit flatternden Fahnen in den neuen Zustand hineingeschliddert. Das nehmen wir unpolitischen Menschen nicht übel. Denn sie konnten nicht wissen, wohin die Dinge laufen. Die Kunst, vor allem die darstellerische, machte sich zum Bannerträger dieser Revolte. Das konnte man verstehen zwei Jahre lang, drei Jahre lang. Dann aber brach aus dem Volke selbst der Geist des Widerstandes auf. Ein neuer Zustand bildete sich, den die Geistigen der Nation nicht erkennen wollten, indem sie der hochmütigen und

bornierten Auffassung waren, es könne ohne sie ein solcher Zustand niemals kommen, und sie gerade hatten ja die Absicht, ihn tatsächlich zu verhindern. Nun brach er trotzdem herein, und zwar für den, der ihm nicht kommen half, so elementar und plötzlich, daß die, die mit der alten Zeit verhaftet sind, vor einem Rätsel stehen, das sie nicht begreifen können. Sie sind erschüttert, aus den Fugen gerissen, haben den Halt verloren und die Sicherheit und wissen nicht mehr hin noch her. Sie taumeln im Irrgarten der Gefühle, der Gedanken, der Ideen und Beweggründe. Das Volk hat das mit feiner Witterung sehr bald herausgespürt und nimmt nun an der Kunst die furchtbarste Rache, die man dem Künstler überhaupt antun kann. Es interessiert sich nicht mehr dafür. Der Künstler ging allein, und das Volk ließ ihn allein gehen. Würde man diesen Zustand aufrechterhalten, meine Herren, glauben Sie nicht, daß Sie die deutsche Kunst damit vernichten würden? Das sind Dinge, die nicht allein nur Fachleute angehen. Wir sind ja auch in die Ministerien eingezogen und hatten nicht jene verwaltungsmäßige Routine, die notwendig ist, ein Ministerium zu verwalten, aber wir brachten etwas mit, was sich im Gegensatz zu dem niemals erlernen läßt, eine Idee, Empfinden, Geist, Rhythmus, Tempo. (Beifall.) Nun ist dieser November machtpolitisch überwunden und seine geistespolitische Ablösung ist heute im Gange. Es entsteht die vorläufig in ihren Folgen noch unabmeßbare Gefahr, daß zwischen der Verständnislosigkeit des schaffenden Künstlers einerseits und dem vorwärtsdrängenden Tempo der macht- und geistespolitischen Entwicklung andererseits ein luftleerer Raum entsteht, der gleichsam durch die leeren Theater dokumentiert wird und den jeder Künstler empfindet, wenn er mit stockendem Herzschlag vor die Rampe tritt und

sehen muß, wie seine Gemeinde wiederum zusammengeschmolzen ist. Glauben Sie nicht, daß staatliche Subventionen Sie aus diesem Dilemma herauszuziehen vermöchten. Staatliche Subventionen sind in Monaten verbraucht und das Dilemma bleibt das gleiche. Sie werden keine staatlichen Subventionen nötig haben, wenn Sie die Beziehung zum Volke wiederfinden. (Beifall.)

Was hat die sog. deutsche Kunst getan in einer Zeit, in der sich draußen auf den Straßen dieses Volksdrama abspielte? Die Republik gab ihr keinen Stoff zum Formen, sie gab ihr auch kein Thema, das der Gestaltung wert erschienen wäre. Aus Mangel an Stoff und Thema hat sich die Kunst nun auf sich selbst gestellt. Sie huldigte einem blutlosen Experiment, trieb den Individualismus bis auf die letzte groteske Spitze, indem nun nicht nur das Einzelschicksal maßgebend war, sondern verdrängte Komplexe irgendeines modernen kranken Menschen, die nun als darstellenswert für den Künstler auf der Bühne erschienen, Stoffe, die die Öffentlichkeit gar nicht interessierten, zu denen irgendein Individuum, das sich auf der Bühne abreagierte, das Recht sich nahm. Das nannte man dann: l'art pour l'art, die Kunst für die Kunst. Wenn ein Maler sagt: Meine Bilder verstehe nur ich, dann soll er mit seinen Bildern nicht die Öffentlichkeit belästigen, und wenn ein Dichter sagt: dieses Problem trage ich in mir selbst, so soll er dies für sich behalten, aber nicht anderen damit auf die Nerven fallen. Das ist nicht der Zweck der Kunst, wie es auch nicht Zweck eines Kriegsromanes ist, Abarten des Heldentums zu schildern, denn diese sind nicht typisch. Ich kann nicht beim Heroismus von 7 Millionen, unter denen vielleicht auch 10 000 Schweinehunde sind, nun diese nur schildern und sagen: das ist der Krieg. (Starker Beifall.) Es ist nicht Auf-

gabe der Kunst, die Abarten des menschlichen Lebens zu bescheinwerfern. Sie soll den Typ zeigen, Menschen, Dinge und Ziele, die die Zeit verkörpern und von denen man auch in späteren Jahrhunderten noch ablesen kann: so war es damals. Es würde furchtbar sein, wenn von dem Krieg von 1914/18 nichts anderes sich ins kommende Jahrtausend retten würde als Remarques „Im Westen nichts Neues".

Der Erfolg dieser Experimente war, daß Theater und Museen leer wurden, die Versammlungssäle aber, in denen die Probleme der Zeit sich abspielten, sich füllten und wieder füllten. Das war kein Zufall, sondern eine Entwicklung, jahrelang unaufhaltsam, stark, sich durchsetzend, mit elementarster Kraft und nach und nach ein ganzes Volk innerlich umbiegend und umschweißend auf eine neue Weltanschauung und damit auch auf eine neue Richtung. Die Kunst schöpfte nicht mehr aus dem Volk, sie hatte keine Wurzeln mehr in ihm, sie wurde deshalb auch vom Volke nicht geachtet. Es ließ die Kunst Kunst sein und strafte sie mit Interesselosigkeit. Meine Herren, durchstoßen wir nicht diesen luftleeren Raum, sondern lassen wir ihn sich vergrößern, dann allerdings ist eine akute Gefahr für das deutsche Drama und Theater gegeben. Wollen wir aber jene luftleere Wüste durchbrechen, an ihr Ende gelangen und von da aus neues Leben wecken, dann ist nichts verloren. Wir werden dann im Gegenteil sehr schnell die Krise überwinden und neues Terrain erobern.

In diesem Zusammenhang verwahre ich mich gegen eine Reihe von Unterstellungen, die vielfach dem Nationalsozialismus der Opposition und auch heute noch gemacht werden. Kunst kommt vom Können, nicht vom Wollen. Das äußere Merkmal der Kunst ist die Gekonntheit. Es

soll niemand glauben, daß Gesinnung allein es täte. Wohl gehört sie hinzu, aber sie kann nicht die Kunst durch ihre Gesetze an sich ersetzen. In diesem Zusammenhang möchte ich die dramatische Kunst der Vergangenheit in kurzen Strichen zeichnen. Was sich vor dem Kriege Naturalismus nannte, das war nur in seinem Anfang eine theoretische Problemstellung. Sie entartete sehr bald zur blassen Milieuschilderung, die auslief in der marxistischen Ideologie. Der Expressionismus hatte gesunde Ansichten, denn seine Zeit war expressionistisch. Er kam aber in die Sphäre der Experimente hinein und verfiel alsdann im Dalles und ähnlichen literarischen Scherzen, wenn ich mich so ausdrücken darf. Ein Anklang dessen, was kam, war das, was wir neue Sachlichkeit nennen. Denn wenn ich diese Zeit in ihrem Wesen kristallisiere, so werde ich auf diese charakteristischen Merkmale stoßen. Es ist eine ähnliche Zeit, die hier schreitet, wunderbare Erschütterungen in sich tragend, die sie aber mit einer merkwürdig anmutenden Nüchternheit erlebt. Der Heroismus, den wir heute auf der Straße sehen, ist ein anderer als der des bürgerlichen Patriotismus. Man sagt heute nicht mehr: es ist süß zu sterben. Man hat heute schon den Mut zu sagen: das Sterben ist bitter, aber wenn es notwendig wird, nehmen wir es auf uns. Das ist etwas anderes als patriotisches Gestammel. Der Patriotismus der Vorkriegszeit konnte von jüdischen Witzblättern in Bausch und Bogen gelästert und belächelt werden. Unser Nationalismus nicht. An ihn hat sich noch keiner herangewagt. Man hat sich an unserer Weltanschauung überhaupt noch nicht vergriffen, sondern nur an Fragen, die uns persönlich angingen. Sonst fehlten den Feinden die Waffen. Dieser Nationalismus steht auf festen Füßen. Er hat die Furcht vor dem Tode verlernt und die Ehrfurcht vor ihm zurückgewonnen. Das ist der

Unterschied. Er wirkt sich aus in einer wunderbaren stählernen Romantik. Das Geschlecht, das in vier Kriegsjahren und in 14 Jahren Revolte heranwuchs, das hat so in das Grauen des Sterbens und in das größere des Lebens hineingeschaut, daß es eine Romantik der blauen Blume allerdings nicht mehr zu ertragen vermochte. Dafür formte sich eine neue, eine stahldurchzitterte, eiserne Romantik, die Sie in den Symbolen sehen, aus unserm Marschtritt heraushören und die Sie aus dem eruptiven Ausbruch der gequälten Seele erkennen mögen, die heute Deutschlands Städte und Dörfer durchzittert, eine Romantik, unausgegoren, explosiv, elementar herausbrechend aus der ganzen verborgenen Volksseele, die unter Trümmern und Asche verschüttet lag. Da stoßen wir nun auf dieses Element der Sachlichkeit, eine nüchterne, vollkommen sentimentalitätslose, die den Problemen grausam ins Auge schaut, sich nicht mehr bekreuzt vor der Notwendigkeit des Krieges und Kampfes, die sich nicht mit falschem Pathos umgibt und nicht rührselig verherrlicht, um eigene Furcht dahinter zu verstecken, sondern die vor dem Kriege steht mit derselben inneren Erschütterung wie vor der Geburt. Sie wird gekrönt von einem nationalen Pathos ganz großen Stils, das sich als höchste künstlerische Ausdrucksform dieses Jahrzehntes in der nur einmalig vorhandenen Serie nationalsozialistischer Redner hat feststellen lassen. Das wird nicht wiederkommen, weil Redner dieses Formates nur im Kampf erzogen werden. Solche Redner hat Deutschland nie besessen und wird sie auch nie wieder haben. Nur die, die aus dem Innern schöpfen, aus der gleichen Leidenschaft, und die Kraft haben, die Not ihrer Zeit in einem erschütternden Pathos zum Ausdruck zu bringen, einem Massenpathos, das wie ein Fluidum über Millionen hinwegragt und dem endlich jeder einzelne ver-

fällt, ob er will oder nicht, sind imstande, solche Leistungen zu vollbringen. Dieses Pathos bringt am Ende die wunderbarste Tugend des revolutionären Umbruches zum Ausdruck, eine Tugend, die schon im Kriege unausgesprochen vorhanden war und jetzt Prinzip geworden ist, die Tugend der Gemeinsamkeit. Sie mögen das nennen, wie Sie wollen, Sozialismus, Volksgemeinschaft oder Kameradschaft. Der Mensch strebt zum Menschen, Volk sucht zum Volk zu finden. Was unvereinbar schien, geht ineinander auf. Für mich ist das am lebendigsten am 1. Mai zum Ausdruck gekommen, als ich hörte, daß von irgendeinem Filmatelier die weltberühmtesten deutschen Stars zusammen mit den Arbeitern zum Tempelhofer Feld marschierten. Was man vor einem Jahre noch als gänzlich unausdenkbar sah, was heute fast als selbstverständlich schon erscheint, daß ein Volk sich die Hände reicht und in diesem Händedruck mehr liegt als ein gelegentliches Zueinandersichbekennen: in diesem Händedruck liegt ein Gelöbnis: die alte Zeit soll nie mehr wiederkommen. (Beifall.)

Wenn das ihre Zeichen sind und die Kunst will die Zeit formen, dann werden das auch die Probleme sein müssen, mit denen sich die Kunst im ersten Jahrzehnt auseinanderzusetzen hat. Die deutsche Kunst des nächsten Jahrzehnts wird heroisch, sie wird stählern romantisch, sentimentalitätslos sachlich, sie wird national mit großem Pathos und gleichfalls verpflichtend und bindend sein, oder sie wird nicht sein. Das ist es, was im wesentlichen heute abend klarzumachen war. Das andere ist nur noch Beispiel. Wenn der Mensch wieder seine zentrale Stellung im öffentlichen Leben verliert und an seine Stelle die Gemeinsamkeit und das Volk tritt, dann wird die Kunst an diesem historischen Phänomen nicht vorüber-

gehen können. Sie wird diese Gemeinschaft zum Ausdruck bringen müssen so oder so. Setzen Sie mich bitte nicht in den Verdacht, als proklamierte ich damit eine Bestimmung der stofflichen Gebiete. Ich habe mich schon vor den Filmschaffenden dagegen verwahrt und tue es auch hier. Nicht auf den Stoff kommt es an, sondern darauf, wie man ihn anpackt, in welches Verhältnis man ihn zum Zuschauer stellt; wenn beispielsweise in diesen Tagen im Deutschen Theater „Wilhelm Tell" aufgeführt wurde, so war das eine künstlerische Tat, die absolut zeitgemäß ist, und jeder mit der Zeit verflochtene Mensch hatte das Empfinden, dieses Drama ist gestern geschrieben worden. Und dabei ist es weit über 100 Jahre alt. Es marschierten dort keine SA.-Männer auf, sondern schweizerische Bauern, und trotzdem wirkt es ganz modern, ganz zeitnahe und schlug auch so erschütternd in die Zuschauer hinein, daß man sich dem gewaltigen Eindruck gar nicht entziehen konnte. Um das auf ein Prinzip zu münzen: ein Stoff kann 100 Jahre fernliegen, er kann große Kunst formen und trotzdem absolut nahe wirken. Das zweite Beispiel ist der Schlageter, der hier im Staatlichen Schauspielhaus aufgeführt wurde; ein Stoff unserer Zeit, aber so künstlerisch geformt, daß man die Tendenz nicht mehr empfindet, die überschattet war vom großen Können. Um auch das wieder auf ein Prinzip zu münzen: die Tendenz muß sich mit der Kunst vermählen. Es kann ein Stück aus dieser Zeit stammen und Kunst sein, es kann Vergangenheit behandeln und trotzdem Zeit sein. Das sind meiner Ansicht nach die wesentlichsten Gesetze.

Ich möchte ausdrücklich betonen, daß ich nicht die Absicht habe, etwa das künstlerische Schaffen einzuengen. Wenn irgendwo das Gesetz der Persönlichkeit sich auswirken muß, dann in der Kunst. Und wenn irgendwo

der Mensch souverän den Stoff beherrschen soll, dann ebenfalls in der Kunst. Wir haben nicht die Absicht, Sie zu beirren oder zu beengen. Wir möchten nur, daß der große Pendelschlag dieser Zeit nicht haltmacht an den Toren der Theater, sondern in sie hineinschlägt und hineinklingt bis in die letzte Künstlerseele, und daß der Künstler diese Zeit nicht nur hinnimmt als eine unvermeidliche, ihm im Tiefsten seines Herzens unangenehme Notwendigkeit, sondern daß er diese Zeit versteht und in diesem gewaltigen Volksdrama ein historisch-künstlerisches Ereignis allerersten Ranges empfindet, ein Ereignis, das vielleicht für drei, vier Generationen dem deutschen Künstlertum Stoff und Impuls geben wird. Wir wollen die Kunst wieder zum Volke führen, um das Volk wieder zur Kunst führen zu können. (Beifall.) Das eine ist ohne das andere nicht denkbar. Möglich erscheint nur, daß die Kunst den inneren Rhythmus, den Herzschlag des Geistes ihrer Zeit abhorcht, versteht, formt und faßt. Es ist klar, daß dies in sich schließt einen rücksichtslosen Kampf gegen den blutigen Dilettantismus, der da glaubt, Können durch Wollen zu ersetzen, und meint, die Kunst mit den Methoden eines Soldatenrates befruchten zu dürfen.

Ich möchte im Namen der deutschen Künstlerschaft dagegen protestieren, daß der Künstler allein das Recht hat, keinen Standpunkt zu haben. Ich verwahre mich dagegen, daß ihm allein das Vorrecht zustehen soll, unpolitisch zu sein. Wenn die Politik alles erschüttert und umwirft, alles neu baut, wenn nichts von ihr verschont bleibt, dann darf der Künstler nicht mitgehen noch hinterherlaufen, er muß die Fahnen erfassen und voranschreiten. (Beifall). Das ist immer das Vorrecht und die Aufgabe des Künstlers gewesen. Nicht die sind die besten, die vollzogene Tatsachen hinnehmen, um von ihnen ihre eigenen Gesetze

abzulesen, sondern das sind die wahren Künstler, die kommende Tatsachen, kommende Gesetze vorausschauen. Und wenn der Künstler in den vergangenen 14 Jahren viel versäumt hat, so glaube ich, kann er nichts anderes daraus schließen, als vieles wieder gutzumachen und den Kontakt mit der Zeit so schnell wie möglich zu finden versuchen, um mit Leib und Seele in ihr aufzugehen und sich innerlich mit ihr zu vermählen. In diesem Zusammenhang muß ich noch einiges über die Judenfrage sagen.

Sie wissen wohl aus meiner brieflichen Auseinandersetzung mit Herrn Generalmusikdirektor Dr. Furtwängler, wie das neue Deutschland hierüber denkt. Man braucht den Juden gar nicht aus der deutschen Kunst hinauszusetzen, ich bin der Meinung, daß das Volk ihn selbst allmählich ausschalten wird, denn je tiefer wir das volksmäßige Denken in den breitesten Massen verankern, um so weniger wird das Volk einen ihm fremden Menschentypus als Interpreten seines Volkstums anerkennen wollen. Ich glaube, daß die freie Konkurrenz sich hier von selbst zu den von uns gewünschten Zielen hinbewegt. Wenn heute die geistigen Kreise darüber Klage führen, daß der Jude leider aus der künstlerischen Tätigkeit hier und da entfernt worden sei, so finde ich dies vor allem deshalb unangebracht, weil 14 Jahre hinter uns liegen, in denen dasselbe Schicksal den deutschen Künstler traf. (Beifall.) Der Deutsche fängt ja im allgemeinen erst dann an, gerecht zu werden, wenn es sich nicht mehr um ihn selbst handelt. So auch hier. Er hat nichts dagegen, wenn ihm selbst kein Podium zur Verfügung stand, sondern spricht erst dann von Ungerechtigkeit, wenn dem das Podium genommen wird, der es ihm vorher nahm. Ich muß mich hier auch gegen das Schlagwort der internationalen Kunst verwahren, das heute von Mund zu Mund

getragen wird. Es ist ein Überbleibsel jener Zeit, die hinter uns liegt. Eine Kunst wird um so größeren internationalen Rang besitzen, je tiefer sie aus dem Volkstum steigt. Die Meistersinger werden nicht deshalb in Paris gespielt, weil etwa Wagner sie im Hinblick auf Paris geschrieben hätte. Sie werden gespielt, weil sie typisch deutsche Kunst sind. Denn das Ausland will eine deutsche Oper nicht deshalb hören, um in ihr ein verwaschenes internationales Surrogat zu erleben, sondern in der deutschen Oper will es den deutschen Geist kennenlernen. Im deutschen Film sucht das Ausland den deutschen Volkscharakter, und im deutschen Drama sucht es den Geist dieses Volkes. Je tiefer die Wurzeln im Volkstum stecken und je grandioser die Mittel sind, die man bei der Formung des Stoffes anwendet, um so gewaltiger wird der internationale Rang eines Kunstwerkes sein. Sagen Sie endgültig der Phantasie ab, Sie könnten die Welt erobern, indem Sie sich von Ihrem eigenen Lande trennen. Die Welt erobern werden Sie nur dann, wenn Sie fest im eigenen Lande stehen. (Beifall.) Auch dann nur werden Sie Achtung haben. Was bewegt uns denn, uns mit chinesischer Kunst zu beschäftigen? Nicht etwa, weil sie verwaschen und gestaltlos wäre, sondern weil sie chinesisch ist und alle Merkmale des Chinesentums in sich trägt. Kunst und Volksboden sind nie voneinander zu trennen. Beide sind eine Einheit. Der Volksboden ist die Mutter und die Kunst ist das Kind. Aus der nährenden Wurzel, die die Kunst in den Volksboden hineinstößt, zieht sie jene Nahrung, die ihr Kraft zum schöpferischen Schaffen gibt. Nur die volksverbundene Kunst wird am Ende die Welt erobern und Zeugnis ablegen von deutschem Geist, deutschem Fühlen und deutschem Denken.

Selbstverständlich gibt es Abarten der Unterhaltung und des Zeitvertreibs. Wir sind nicht so amusisch, als ob wir das für Sünde hielten. Gerade wir sind diejenigen gewesen, die neben dem Versammlungssaal das Feld des Volksfestes aufmachten. Wir sind es gewesen, die aus dem Ernst der Zeit heraus immer wieder hinwiesen auf die ungebundene Heiterkeit des Lebens. Wir waren es auch, die das Leben dem Deutschen wieder lebenswert machten, ihm wieder einen Sinn gaben und musischen Inhalt. Die Theater werden nicht nur Gesinnung machen müssen, sondern ebenso die Unterhaltung pflegen. Sie werden dem Menschen dieser Zeit in seiner Not und Bedrängnis wieder eine Zufluchtsstätte bieten müssen, in die er sich flüchten kann, wenn er unter Not und Bedrängnis zusammenbrechen will. Deshalb glaube ich, meine Herren, nicht besser schließen zu können, als daß ich dies Bekenntnis zur Kunst und ihrem Wert noch einmal vor Ihnen und vor dem ganzen deutschen Volke wiederhole.

Für uns ist Kunst kein Zeitvertreib. Wir meinen es bitter ernst mit ihr. Wir halten Ihnen unsere offene Hand entgegen, und wenn Sie einschlagen, werden Sie Freunde gewinnen. Freunde, die Ihnen vieles zu verdanken haben und die nur hoffen, daß Sie uns einmal ebensoviel Dank schuldig sind; Menschen, die die Kunst nicht von der Stickluft der Amtsbürokratie aus betrachten, sondern die zu ihr das ganze Leben lang ein inneres Verhältnis hatten, in ihr den letzten und größten Segen des Lebens erkennen und meinen, daß die Kunst die Leiter sei, auf der der Mensch aus dieser Erde in sein höheres Ziel hinaufsteigt. Ich glaube, wenn Sie mit uns marschieren, werden wir das Volk in eine Beziehung zu Ihnen bringen, die heute noch ganz unvorstellbar ist. Wer wagt es zu bezweifeln, daß es in Deutschland einmal ein Theater

der Hunderttausend geben könne, daß einmal kulturelle Schöpfungen aus diesen gärenden Vulkanen herausquellen werden, so überwältigend, daß sie das ganze Volk in Bann halten, daß sich das große athenische Beispiel bei uns wiederholen könne, und das Volk nicht nur zum Kampf der Wagen, sondern auch zum Wettstreit der Gesänge wieder hinpilgert, eine Millionenmasse aufsteht, um diese Kunst zu ihrem inneren Gesetz zu machen. Für uns hat das Wort einen neuen Wert erhalten: Es soll der Dichter mit dem König gehen. Es soll der Dichter mit dem Staatsmann gehen. Wenn beide sich zusammenschließen zu einem Bund, die politischen und die geistigen Führer des Volkes, die dann aber auch wirkliche Führer, nicht Geführt oder gar Genasführte sein müssen, wenn sie einen unlöslichen Bund schließen, dann glaube ich, werden wir sehr bald eine Blütezeit deutscher Kunst erleben, deren Ausmaße noch heute unvorstellbar sind. Wenn die Kunst von denselben eruptiven Werten gespeist wird wie heute die deutsche Politik, wenn sie einmal die Massen in Bewegung setzen wird, wie heute die Politik die Massen in Bewegung setzt, dann werden Sie an Ihrer Kunst wieder dieselbe Freude gewinnen, die wir an unserer politischen Kunst haben, eine Kunst, die wir mit Demut, aber auch mit Stolz ausführen als Dienst an einer Gemeinschaft, deren Teil wir sind. Wenn Sie mitarbeiten, an unserer Sympathie und Unterstützung soll es niemals fehlen. Wir stehen zu Ihnen, wenn Sie zu uns stehen. Aber nicht, ohne daß Sie das Opfer gebracht haben, Eingang zu halten in die Gemeinschaft. Dann werden Sie von der Gemeinschaft eingeschmolzen, dann auch erst werden Sie die Gesetze empfinden, die sie gibt. Ein Glück, unvorstellbar für den, der das nicht in sich trägt. Und sind Sie erst einmal Mitträger dieser Gemeinschaft, so werden Sie

auch ihren Segen in sich verspüren. Ich glaube, dann wird die deutsche Kunst sich wieder erheben über das flache Experimentieren, wird nicht mehr graue Theorie sein müssen und das Leben anpacken, dort, wo es interessant ist. Sie wird die Zeit gestalten mit ihren großen inneren Werten, dem Menschen wieder Halt, wieder Ruhe, Glück und Mitempfinden geben. Sie braucht sich dann nicht mehr über das Volk zu beklagen, daß es nicht zur Kunst stünde, denn das Volk wird sie dann auf Händen tragen, so wie es heute unsere Weltanschauung auf Händen trägt. Ich glaube, Sie und wir, wir könnten keinen schöneren Tag erleben als die Umschmelzung der Kunst in den Gedanken der Volksgemeinschaft, die Fruchtbarmachung der Kunst für das Volk in seiner Gesamtheit, so daß das Volk dann wieder von der Kunst mit Recht erklären kann: du holde Kunst, ich danke dir dafür.

Bekenntnis zum Führer.

Rundfunkrede am 20. April 1933.

Meine Volksgenossen und Volksgenossinnen!

Die Zeitungen sind heute voll von Glückwünschen für den Reichskanzler Adolf Hitler. Je nach Tonart, Charakter und Einstellung der Blätter sind die Nuancen verschieden. In einem aber stimmen alle Darlegungen überein: daß Hitler ein Mann von Format ist, daß er eine große geschichtliche Aufgabe schon gelöst hat und daß eine noch größere vor ihm der Lösung harrt, ein Staatsmann, wie er in Deutschland nur selten festzustellen war, der schon zu seinen Lebzeiten das hohe Glück besitzt, von der überwiegenden Mehrheit seines Volkes geachtet, geliebt, und was vielleicht noch wichtiger ist, verstanden zu werden. Daß Adolf Hitler der einzige deutsche Politiker der Nachkriegszeit war, der die Lage klar erfaßte und vorausbestimmte, der, mehr noch als das, auch den Entschluß aufbrachte, daraus die notwendigen harten und unerbittlichen Folgerungen zu ziehen, in dieser Meinung sind sich alle Blätter einig. Daß er Bismarcks Werk aufnahm und eben zu vollenden im Begriff ist, das bedarf zu dieser Stunde, da schon fertige Tatsachen auch den Übelwollenden und Ungläubigen bereits den praktischen Beweis vor Augen halten, keiner Betonung mehr.

Ich hielt es deshalb auch nicht meines Amtes, am Abend dieses Tages, an dem Adolf Hitler fernweg vom Getriebe der Reichshauptstadt sein 44. Lebensjahr vollendet, auf die geschichtliche Bedeutung und die vorläufig noch ganz unübersehbare Wirksamkeit dieses Mannes einzugehen,

ich empfinde vielmehr in dieser Stunde das Herzensbedürfnis, zu ihm ein persönliches Bekenntnis abzulegen, und ich glaube dabei vielen Hunderttausenden von Nationalsozialisten weit und breit im Lande aus der Seele zu sprechen. Wir überlassen es anderen, die vor einigen Monaten noch auf der gegnerischen Seite zu finden waren und in der Verleumdung des Führers sich geradezu überboten, ihn heute mit peinlichem Pathos und falschem Zungenschlag zu verherrlichen. Wir wissen, wie wenig Adolf Hitler darauf Wert legt und wieviel mehr seiner Art und seinem Charakter die hingebungsvolle Treue und die niemals wankende Anhänglichkeit seiner Freunde und Mitkämpfer entspricht. Daß er eine geschichtliche Persönlichkeit ist, das allein kann den geheimnisvollen Zauber nicht erklären, den dieser Mann auf alle, die nur irgendwie mit ihm in Berührung kommen, ausübt. Was ihn uns so lieb und wert macht, ist mehr: daß Adolf Hitler in den Tiefen und Höhen seiner Laufbahn, von Beginn seiner politischen Tätigkeit an bis zu ihrer gewaltigen Krönung durch die Übernahme der Macht immer derselbe geblieben ist, ein Mensch unter Menschen, ein Freund seiner Kameraden, ein hilfsbereiter Förderer jeder Fähigkeit und allen Talentes, ein Wegbereiter für die, die sich ihm und seiner Idee hingaben, ein Mann, der die Herzen seiner Mitkämpfer im Sturme eroberte und sie nie mehr aus seinem Herzen ließ. Es scheint mir, daß bei dem lauten Überschwang der Gefühle der anderen gerade das einmal gesagt werden muß.

Nur wenige kennen Hitler von nahem. Die meisten, die Millionen, die zu ihm im gläubigen Vertrauen emporschauen, sehen ihn nur aus weiter Ferne. Er ist für sie schon zum Symbol ihres ganzen Zukunftsglaubens geworden. Sonst verhält es sich meist so, daß, wenn man großen

Männern, die man aus der Entfernung verehrte, näherkommt, sie ihren Zauber und ihre Wirkung verlieren. Bei Hitler ist es umgekehrt. Je näher man ihm kommt, desto mehr lernt man ihn schätzen und lieben und desto vorbehaltloser ist man bereit, in seiner großen Sache aufzugehen. Wir überlassen es, wie gesagt, den anderen, heute laute Fanfaren zu blasen. Wir, seine Freunde und Kameraden, stellen uns in diesen Tagen rund um ihn herum, reichen ihm unsere Hände und danken für alles, was er uns ist und was er uns gegeben hat. Es soll einmal gesagt werden: Diesen Mann lieben wir, und wir wissen, daß er unsere ganze Liebe und Anhänglichkeit verdient.

Niemals hat einen Mann ungerechter als ihn der Haß und die Verleumdung geschlagen, die mißgünstige parteipolitische Gegner ihm bereiteten. Was haben sie aus ihm gemacht! Ein Zerrbild, voll von inneren Widersprüchen. Keine Sünde, die ihm nicht angedichtet, und keine Tugend, die ihm nicht abgesprochen wurde! Wenn er sich trotzdem gegen diese Lügenflut durchsetzte, wenn er am Ende über alle Gegner triumphierte und das Banner seiner nationalen Revolution über Deutschland aufpflanzte, so hat damit das Schicksal sichtbar vor aller Welt auf ihn gezeigt. Es hat ihn aus der Masse Mensch herausgehoben und auf den Platz gestellt, der ihm kraft seiner genialen Begabung und kraft seines reinen und makellosen Menschentums gebührt.

Ich erinnere mich noch der Jahre, da er, eben aus der Festung entlassen, wieder mit dem Neuaufbau seiner Partei begann. Damals verlebten wir ein paar herrliche Ferientage auf seinem geliebten Obersalzberg hoch über Berchtesgaden. Unten liegt der stille Friedhof, auf dem sein unvergeßlicher Freund Dietrich Eckardt ruht. Dort

wanderten wir über die Berge, spannen Zukunftspläne und redeten über Theorien, die heute längst Realitäten geworden sind. Damals schickte er mich nach Berlin. Er gab mir einen schweren und ehrenvollen Auftrag, und ich danke ihm heute noch, daß er mich gerade mit diesem Auftrag beglückte. Wenige Tage später saßen wir in einem Zimmer eines kleinen Berliner Hotels. Die Partei war soeben von dem marxistisch-jüdischen Polizeipräsidium verboten worden. Schwere Schläge sausten auf sie hernieder. Mißmut, Zank und Hadersucht hatten selbst unter den Parteigenossen Platz gegriffen. Es hagelte Vorwürfe untereinander und gegeneinander. Die ganze Organisation schien zerfallen und aufgegeben. Da war es Hitler, der nicht den Mut verlor, der sogleich anfing, die Rampagne der Abwehr zu organisieren, der helfend eingriff, wo seine Tatkraft vonnöten war, und der, selbst so überladen mit Sorgen persönlicher und politischer Art, die Zeit und die Nerven fand, sich gegen die Widerstände durchzusetzen und seinen Freunden in der Reichshauptstadt das Rückgrat zu stärken.

Ein schöner und edler Zug an ihm. Wer einmal sein Vertrauen gewonnen hat, den läßt er niemals fallen. Und je mehr die politischen Gegner auf ihn einhämmern, um so unverbrüchlicher ist die Treue, die Adolf Hitler ihm hält. Er ist keiner von denen, die starke Charaktere nicht neben sich dulden können. Je härter und kantiger der Mann ist, um so lieber erscheint er ihm, und platzen die Gegensätze unter den vielen um ihn einmal aufeinander, unter seiner versöhnenden Hand gleichen sie sich sofort wieder aus.

Wer hätte es für möglich gehalten, daß in unserem Volk der Individualitäten eine Massenorganisation aufgebaut werden konnte, die alle, aber auch alle umfaßt und

umspannt. Daß dieses Werk erfüllt wurde, das ist Hitlers Verdienst. Hart und unerbittlich in den Grundsätzen, weitherzig und verstehend menschlichen Schwächen gegenüber, ein erbarmungsloser Gegner seiner Widersacher, aber ein guter und warmherziger Freund seiner Kameraden: Das ist Hitler. Wir sahen ihn auf den beiden großen Nürnberger Tagen der Partei, umjubelt von den Massen, die in ihm die wiederaufsteigende Hoffnung Deutschlands begrüßten. Abends saß er mit uns oben im Hotelzimmer in seinem schlichten Braunhemd, ganz der alte und ganz, als ob nichts gewesen wäre. Man hat einmal gesagt, daß das Große das Einfache und das Einfache das Große sei. Wenn auf einen, so paßt dies Wort auf Hitler. Sein ganzes Wesen und seine ganze Gedankenwelt ist eine geniale Vereinfachung der seelischen Not und Zerrissenheit, die das deutsche Volk nach dem Kriege erfüllte. Er hat sie auf den allgemein gültigsten Nenner gebracht, und darum allein konnte seine Idee siegen, weil er sie vorlebte und sie im Vorleben auch dem kleinen Mann auf der Straße in ihrer ganzen Tiefe und Abgründigkeit verständlich machte. *Man muß ihn nicht nach seinen Siegen, sondern nach seinen Niederlagen gesehen haben, um zu wissen, welch ein Mann er ist.* Niemals, daß er unter einem Schlag zusammensank, niemals, daß er den Mut oder den Glauben verlor. Hunderte kamen ja zu ihm, um sich neue Hoffnung zu holen, und keiner ging ungestärkt wieder von ihm weg. Am Tage vor dem 13. August trafen wir uns draußen vor Potsdam in einem kleinen Landhaus. Bis in die tiefe Nacht wurde diskutiert, worüber?, etwa über die politische Lage, über unsere Aussichten für den kommenden Tag? Nein, über Musik, über Philosophie, über Weltanschauungsfragen. Und

dann kamen Stunden, die man nur mit ihm verleben kann, Stunden, da er aus seiner Jugend erzählte, aus seinen harten Jünglingsjahren in Wien und München, aus den Kriegszeiten und aus den ersten Anfängen der Partei. Nur wenige wissen, wie hart und bitter er um seinen Platz gekämpft hat. Heute steht er umrauscht von jubelndem Dank.

Es sind noch keine 15 Jahre her, da war er ein Einsamer unter den Millionen, einer, der sich von diesen Millionen nur dadurch unterschied, daß er einen glühenden Glauben in sich trug und mit fanatischer Entschlossenheit diesen Glauben in die Tat umsetzte. Wenn man nach dem Rückschlag, der die Partei im November 1932 traf, glauben wollte, daß Hitler damit endgültig vernichtet sei, so hatte man falsch geschätzt, und nur der, der ihn in seinem ganzen Wesen verkannte, konnte auf diesen Irrtum verfallen. Hitler gehört zu jenen Menschen, die sich an Niederlagen aufrichten, und auf ihn paßt das Wort Friedrich Nietzsches: „Was mich nicht umbringt, das macht mich nur stark." Dieser Mann, jahrelang verfolgt von Geld- und Parteisorgen, berannt von der Lügenflut seiner Gegner, im tiefsten Herzen verwundet durch die Treulosigkeit falscher Freunde, findet den Mut, seine Partei mit einer grenzenlosen Gläubigkeit aus der Verzweiflung emporzureißen und zu neuen Siegen zu führen.

Wieviele Tausende von Kilometern habe ich hinter ihm im Auto oder Flugzeug gesessen, wenn wir zu Wahlreisen fuhren. Wie oft habe ich erlebt, daß ihn die dankbar beglückten Blicke eines Mannes von der Straße trafen, daß Mütter ihre Kinder emporhoben und auf ihn zeigten. Wie oft habe ich auch gesehen, daß er überall, wo er erkannt wurde, Freude und Beglückung um sich verbreitete. Die Taschen vollgestopft mit Zigarettenschachteln und in

jede Schachtel ein Einmark- oder Zweimarkstück hineingestopft, so tritt er seine Reisen an. Kein Handwerksbursche auf der Straße, der unbeschenkt bleibt. Für jede Mutter ein freundliches Wort und für jedes Kind einen warmen Händedruck. Nicht umsonst hängt die deutsche Jugend ihm mit ganzer Inbrunst an. Sie weiß, daß dieser Mann jung ist in seinem Herzen und daß ihre Sache bei ihm in guten Händen liegt.

Am letzten Ostermontag saßen wir in seinem kleinen Landhaus auf dem Obersalzberg zusammen. Eine wandernde junge Schar aus Braunau, seiner Geburtsstadt, zog vorbei und machte ihm ihren Besuch. Und wie erstaunt waren diese Jungen, als es nicht bei einer freundlichen Begrüßung blieb, als der Kanzler des Reiches diese fünfzehn Burschen mit in sein Haus nahm, sich mit ihnen an den eilends gedeckten Mittagstisch setzte und sie ihm beim Essen von Braunau, seiner Heimat und Vaterstadt, erzählen mußten. Das Volk hat ein feines Gefühl für echte Größe, und nichts empfindet die Masse so tief, wie die wahre Zugehörigkeit eines Menschen zum Volke. Wo anders als bei Hitler wäre etwa das denkbar: Auf der Fahrt von Berchtesgaden nach München stehen in allen Dörfern die Menschen und winken ihm zu. Die Kinder rufen ihre Heil-Grüße und werfen selbstgepflückte Blumensträuße ins Auto hinein. In Trauenstein hat die SA. die Straße abgesperrt. Es gibt kein Zurück und kein Vorwärts mehr. Sicher und fast selbstverständlich tritt ein SA.-Mann an den Wagen heran und meldet: „Mein Führer, im Krankenhaus liegt ein alter Parteigenosse im Sterben, und sein letzter Wunsch ist, noch einmal seinen Führer zu sehen.“ Zwar warten in München Berge von Arbeit. Aber Hitler läßt sofort umkehren, fährt zum Krankenhaus und sitzt eine halbe

Stunde am Bett seines sterbenden Parteigenossen. „Ein Tyrann, der selbstherrlich über seine Satrapen herrscht", so hat die gegnerische marxistische Presse diesen Mann gezeichnet. Wie ist er in Wirklichkeit? Der beste Freund seiner Kameraden, einer, der für jedes Leid und für jede Not ein weites Herz und menschliches Verständnis hat. Er kennt jeden seiner Mitarbeiter in- und auswendig, und nichts geschieht in ihrem privaten oder öffentlichen Leben, woran er nicht Anteil nähme. Passiert einem ein Unglück, dann hilft er es mittragen, und widerfährt ihm ein Glück, so freut er sich am meisten darüber. Niemals sah ich bei einem Menschen so zwei Welten nebeneinander wohnen wie bei ihm. Am Tage des Reichstagsbrandes saßen wir zu Hause zum Abendessen zusammen. Es wurde erzählt und musiziert. Hitler war ganz Mensch unter Menschen. 20 Minuten später schon stand er auf den lodernden und rauchenden Trümmern des Wallot-Baues und erteilte mit schneidender Stimme seine Befehle, die zum vernichtenden Schlag gegen den Kommunismus führten, und in der Nacht saß er in einer Redaktionsstube und diktierte Artikel.

Für den, der Hitler nicht kennt, ist es wie ein Wunder, daß Millionen von Menschen ihm so in Liebe und Anhänglichkeit zugetan sind. Für den, der ihn kennt, ist das fast selbstverständlich. In dem unbeschreiblichen Zauber seiner Persönlichkeit liegt das Geheimnis seines Wirkens. Am meisten wird er verehrt und geliebt von denen, die ihm am engsten verbunden sind. *Und wer ihm einmal die Hand zum Treuschwur gegeben hat, der ist ihm mit Leib und Seele verfallen.*

Ich glaube, daß es an diesem Abend notwendig war, gerade das einmal zu sagen und daß einer es sagt, der ihn

wirklich kennt und der einfach einmal den Mut aufbringt, das Gesetz der Reserve zu durchbrechen und vom Menschen Hitler zu sprechen. Heute ist er dem Trubel der Reichshauptstadt entflohen. Kränze und Lobeshymnen läßt er in Berlin. Irgendwo in seinem geliebten Bayern sitzt er fernab vom lauten Lärm der Straße, um für sich allein Rückschau und Ausschau zu halten. Vielleicht dreht einer im Nebenzimmer eben den Lautsprecher an. Wenn ja, dann sei es ihm auf diesem Wege über ganz Deutschland gesagt:

Mein Führer! Millionen und Millionen der besten Deutschen senden Dir in dieser Stunde ihre Grüße und halten Dir auf offenen Händen ihr Herz dankerfüllt entgegen. Wir aber, Deine engsten Mitarbeiter und Freunde, stehen dabei in Verehrung und Liebe um Dich versammelt. Wir wissen, wie wenig es gerade bei Dir angebracht ist, daß man Dir Lorbeeren darreicht. Aber das eine muß doch einmal gesagt werden: *Du hast Deutschland aus seiner tiefsten Erniedrigung wieder emporgeführt zu Ehre und Geltung.* Heute sollst Du wissen, daß hinter Dir und, wenn es not tut, auch vor Dir eine geschlossene und entschlossene Kämpferschar steht, die jederzeit bereit ist, für Dich und Deine Idee ihr Letztes hinzugeben. Dir gehört unser ganzes Herz. Wir wünschen Dir und uns zu Deinem Geburtstag, daß das Schicksal Dich dem Vaterlande noch viele Jahrzehnte erhalten und daß Du immerdar unser bester Freund und Kamerad bleiben mögest. Diesen Wunsch legen wir, Deine Gefolgsleute, Mitkämpfer und Freunde, Dir auf den Geburtstagstisch. *Wir reichen Dir dabei unsere Hände und geloben, daß Du für uns immer das sein wirst, was Du uns heute bist: Unser Hitler!*

Zur Feier der deutschen Jugend am 1. Mai 1933.

Deutsche Jungens und deutsche Mädels!

Es ist kein Zufall, daß der Feiertag der nationalen Arbeit mit einem Appell an die deutsche Jugend beginnt. Die Jugend hat einst einmal das Erbe, das wir aus unseren Händen in ihre Hand hineinlegen wollen, zu übernehmen. Diese Jugend, in Stolz und Aufrichtigkeit, in Mannestum und Disziplin zu erziehen, ist eine der vornehmsten Aufgaben des jungen Deutschland, das in der Regierung Adolf Hitlers seinen politisch machtvollen Ausdruck gefunden hat. Am heutigen Tage bekennt sich das ganze Volk in all seinen Schichten, Ständen und Berufen zur Arbeit und zu ihrem Segen. Wo sonst die Maschinengewehre knatterten und die Haßgesänge des Klassenkampfes und der Internationale ertönten, da findet sich am 1. Mai des ersten Regierungsjahres Hitlers das ganze deutsche Volk zusammen in einem einmütigen und geschlossenen Bekenntnis zum Staat, zum Volk und zur gemeinsamen deutschen Nation. Alle Unterschiede sind verwischt. Die Barrieren des Klassenhasses und des Standesdünkels, die bislang über ein halbes Jahrhundert lang Volk von Volk trennten, sind niedergerissen worden, und nun reichen sich die Deutschen aller Stämme, aller Stände, Berufe und Konfessionen über die Schranken, die sie trennten, die Hände und legen das Gelöbnis ab, gemeinsam zu leben, zu arbeiten und zu kämpfen für das Vaterland, das uns alle verbindet. An diesem Tage

stehen die Räder still und schweigen die Maschinen. Aber nicht, weil das Diktat des Klassenkampfes es gebietet, nicht, weil eine volks- und landesfremde Internationale damit gegen die Nation und gegen den Staat revoltieren und protestieren wollte, nein, es ist die Regierung selbst, die das Gebot gegeben hat, an diesem Feiertag der deutschen Nation die Arbeit ruhen zu lassen, die alle Deutschen aufrief, um sich gemeinsam hinter die Fahnen der nationalen Revolution zu stellen und vor dem ganzen Volk und vor der ganzen Welt zu bekunden, daß Deutschland aus langen Fieberträumen erwacht ist, daß Regierung und Volk nun eins geworden sind, daß die Fahnen, die über Deutschland flattern, nicht mehr die Symbole einer volks- und landfremden regierenden Schicht darstellen, daß diese Fahnen die Freiheitssymbole der ganzen erwachenden deutschen Nation sind.

Die Haßgesänge des Klassenkampfes sind verstummt. Dafür ertönt nun heute im ganzen deutschen Land, in der Reichshauptstadt, in den Großstädten des Reiches, in den Städten der Provinz, bis ins kleinste Bauerndorf hinein das einmütige und flammende Bekenntnis des ganzen Volkes zu unserem Schicksal, das mit dem Schicksal der geeinten deutschen Nation ein und dasselbe geworden ist.

Der Klassenkampf ist zu Ende. Über den Trümmern des zusammengebrochenen, liberal-kapitalistischen Staates erhebt sich der Gedanke der Volksgemeinschaft, der Gedanke der freiwilligen, verantwortlichen Bindung jedes Einzelnen an den Staat und an die geeinte deutsche Nation.

Die Regierung, die dem Klassenkampf ein dröhnendes „Bis hierher und nicht weiter" entgegengerufen hat, hat damit eine gewaltige Pflicht und Verantwortung auf sich

genommen. Nicht deshalb haben wir den Marxismus in die Knie gezwungen, um dem Arbeiter seine politische und wirtschaftliche Vertretung zu nehmen. Der Marxismus ist zu allem anderen geeignet, nur nicht zur Befreiung der deutschen Arbeit aus den Fesselungen, in die das internationale Geldsystem sie hineingeschlagen hat. Wenn diese Regierung dem Kampfe der Klassen untereinander ein Ende machte und dem sozialen Ausgleich die Bahn freilegte, so übernimmt sie damit die Pflicht des sozialen Friedens und der Gerechtigkeit gegenüber der Arbeit und ihren segenspendenden Kräften. Und wenn sich in dieser sonnigen Morgenstunde hier auf dem historischen Platz des Berliner Lustgartens die deutsche Jugend von den Schulbänken, aus den Universitäten, aus den Fabriken und Hörsälen zusammenfindet, so legt sie damit nicht nur ein Bekenntnis zum Staat, sondern auch ein Bekenntnis zur Arbeit und zu ihrem Segen ab.

Die deutsche Jugend kann mit Recht heute stolz sein, denn sie ist es, die den jungen Staat eroberte, sie ist es, die diesen Staat verantwortungsfreudig auf ihre Schultern genommen hat. Und darum wehen von den Firsten der öffentlichen Gebäude und der Privathäuser, wehen in den Straßen und Gassen nicht nur die ruhmbedeckten Fahnen schwarz-weiß-rot des alten Deutschland, sondern wehen auch, ruhmbedeckt und sieggekrönt, die Hakenkreuzbanner der deutschen nationalsozialistischen Revolution.

Im Zeichen dieser Revolution ist die deutsche Jugend aufmarschiert, und sie bekennt vor Gott und vor der Welt, daß diese Revolution nirgends haltmachen wird, daß diese Revolution erst dann zu Ende kommt, wenn sie den ganzen Staat und wenn sie das ganze deutsche Volk erobert hat. Es ist ein siegreicher Durchbruch einer neuen geistigen Weltanschauung, den wir

in diesen Wochen erlebt haben und weiter erleben werden. Es ist der Durchbruch einer neuen Lebensgeltung, eines neuen Verhältnisses zu Staat, Wirtschaft, Volk und Kultur.

Wir leben in einer Zeit größter geschichtlicher Umwälzungen, wie sie vielleicht nur jedes halbe Jahrtausend über ein Volk hereinbrechen. Glücklich die Jugend, die nicht nur Zeuge, sondern Mitgestalter und Mitträger dieses gewaltigen, geschichtlichen Geschehens sein kann.

Das deutsche Volk ist durch Krieg und Revolution und 14 Jahre Novemberpolitik arm geworden. Aber seit dem 30. Januar, seitdem wir uns wieder zu uns selbst zurückgefunden haben, haben wir gewonnen an der deutschen Volksseele. Eine neue innere Freudigkeit geht durch die breiten Massen, und es ist, als wäre es kein Zufall, daß gerade in diesem Jahre der Frühling schon so früh über Deutschland herniedersinkt. Es ist, als ginge die Sonne wieder über unserem Lande auf.

Deutschland hat den Krieg verloren, aber nun ist es im Begriff, die Revolution zu gewinnen. Das, was in den vergangenen Jahren so schlecht gemacht worden ist, das wollen wir, die deutsche Jugend, nun wieder gutmachen. Und deshalb bekennen wir es vor dem ganzen Lande: Wir, die deutsche Jugend, wir wollen dem Pessimismus ein Ende machen. Gläubig, voll trotzigem Optimismus, wollen wir das schwere Schicksal in die Schranken fordern. Wir, die Jungen von den Schulbänken, aus den Hörsälen, aus den Kontoren und aus den Fabriksälen, wir jungen Arbeiter und Studenten, wir wollen die Träger dieses gläubigen Optimismus sein. Weil wir wollen, deshalb muß es gelingen; weil wir das große Ziel fest ins Auge gefaßt haben, deshalb werden wir dieses Ziel erreichen. Mit einem unendlichen Idealismus hat

die deutsche Jugend den Unstaat von 1918 14 Jahre lang bekämpft. Mit einem gläubigen Trotz hat sie Demütigungen, Verfolgungen und Verlästerungen auf sich genommen. Mit fliegenden Fahnen ist sie dann am 30. Januar in den neuen Staat, in das von ihr erkämpfte Dritte Reich hineinmarschiert. Diese Jugend hat ein Recht, zu fordern. Sie erhebt vor der ganzen Welt ihre Forderungen, die Forderungen auf Arbeit, Brot, Ehre und Lebensraum, die Forderung auf die völkische Lebensgestaltung im Raum der deutschen Nation.

Diese Jugend, geläutert durch das Fegefeuer des Krieges und der Nachkriegszeit, sie weiß auch ebensogut, daß nur der ein Recht zu fordern hat, der auch die Pflicht zur Leistung auf sich nimmt, und deshalb wollen wir uns in dieser feierlichen Morgenstunde vereinigen in dem Gelöbnis: zu arbeiten und nicht zu verzweifeln, die ganze gläubige Hingabe unseres Herzens auf den Altar des Vaterlandes niederzulegen und uns mit unserer ganzen Seele zu Deutschland und zu seinem gewaltigen geschichtlichen Schicksal zu bekennen.

In diesem Sinne grüßen wir Jungen, wir Träger des neuen Staates, das alte ruhmreiche Deutschland, das hinter uns liegt. In diesem Sinne grüßen wir Jungen den ehrwürdigen, großen Soldaten des Krieges, den Generalfeldmarschall der Weltkriegsschlachten, den Präsidenten des Deutschen Reiches.

In leidenschaftlicher Dankbarkeit schlagen ihm unsere Herzen entgegen. Daß er am 30. Januar dem jungen Deutschland die Hand reichte, das wird ihm die deutsche Jugend niemals, niemals vergessen, und daß er heute, am Feiertag der deutschen Arbeit, der mit einem Feiertag der deutschen Jugend beginnen soll, mitten unter deutschen Jungens und Mädels stehen wird, um zu ihnen zu

sprechen, das danken wir ihm aus tiefstem und gläubigstem Herzen.

Die Jugend grüßt die arbeitenden Väter und Brüder. Die Jugend grüßt das ganze schaffende Deutschland. Jung und Alt, Hoch und Niedrig sollen sich an diesem Tage die Hände reichen und einen Bund schließen, der für alle Zeiten unlösbar ist. So marschiert das deutsche Volk in die Zukunft hinein, und wir Jungen, die Avantgarde der deutschen Revolution, wir tragen die flatternden, sieggekrönten Fahnen der deutschen Erhebung und des Aufbruchs der deutschen Nation.

In eure Hände, ihr Jungen, wird einstmals der Staat gelegt. Wir hoffen und glauben, daß wir einen besseren Staat in eure Hände hineinlegen können, als er einmal in unsere Hände gegeben wurde.

In Pflicht, Manneszucht, Disziplin, in Ein- und Unterordnung bekennt sich diese Jugend zum Volk und zur Nation. Sie begrüßt das alte Reich, steht fest in der Tradition der Vergangenheit und marschiert mutig und unbeirrt in die deutsche Zukunft hinein. Dem Vaterland und dem Volk, den arbeitenden Vätern und Brüdern der ganzen deutschen Nation gilt unser Gruß. Wir erneuern das Gelöbnis zum jungen, geeinten Deutschland, indem wir rufen:

Der Kanzler des Reiches, der Führer des Volkes, der Fahnenträger der deutschen Jugend, Adolf Hitler, Heil!

STALLING
SCHRIFTEN
AN
DIE NATION
BÜCHEREI